Behrisch

Jc. 583!

Ph. Pr. 126 i
[Bhrisch]
Philos. Ethica popul. 2199.
R

H. W. Behrisch

Freundschaften.

Leipzig,
in der Weygandschen Buchhandlung.
1775.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Absicht.

Die Absicht eines jeden Buches sollte Unterricht und Erbauung seyn. So bald die Methode und der Ton durch veränderte Denkungsart der Menschen den Werth der vorhandenen Bücher und ihren Gebrauch geschwächt und zurückgesetzt hat, erfordern neue Denkungsarten, auch neue Bücher. Aus dieser Ursache sind so wohl die unterrichtenden Werke von den Wörterbüchern und Compendien bis zu den Systemen, so gut sie auch sonst waren, durch ihre nach erweiterten Kenntnissen gleichmäßig erhöheten Vollständigkeit der Nachfolger verdrungen worden. Aus dieser Ursache sind auch die erbauenden Schrifften aller Arten, die nicht dem Ton unsrer Zeiten gleichgestimmt sind, unbrauchbar geworden. Es mußten also neue an die Stelle der Alten auftreten. Die Wahrheit bleibt immer die, die sie vom Anfang der Welt an gewesen ist. Die Neumodigkeit giebt ihr nur das anständige Gewand, unter welchem sie in der großen Welt auftreten darf.

Die Miene des Alterthums ist aus der Mode gekommen, der Ton des Unterrichts ist

unerträglich und die Trockenheit des Vortrags unausstehlich geworden. Die Einförmigkeit eines Werkes schläfert ein, der methodische Zwang ennuiirt, und die Docentenmiene beleidigt. Ein neues Werk das zur Erbauung geschrieben ist, darf bis auf den Titel beynahe keine Aehnlichkeit mit einem Buche aus den vorigen veralteten Zeiten haben. Die Kunst, seinen Zweck in unsern delicaten Ohren zu erreichen, ist eben so groß als die, unser Herz zu rühren.

Vielleicht ist dieser so schwer zu erreichende Zweck die Ursache so vieler schiefen Debüts neumodischer Werke.

Die Absicht im Vergnügen zu belehren, im leichten Vortrag zu gefallen und im Gefallen zu bessern, ist eben so allgemein als der Erfolg selten ist. Das Bessern kann nicht, ohne selbst besser als andre zu seyn, geschehen. Das Gefallen ist oft eine Würkung des Wunsches, selten der Kunst. Die Natur hat unsrer Miene das Einnehmende und Anziehende gegeben, so wie das Herz oft den Werth einem Buche giebt.

Der allzukostbare Putz ist oft ein Hinderniß zu gefallen. Man bewundert vielleicht den Reichthum der Ideen, man lobt den feinen Geschmack, aber man liebt nur die Natur. Die geringsten Unvollkommenheiten fallen in

dem scheinenden Lichte des Tages, in welchem man ein Paradewerk setzt, desto mehr in die Augen, je größer die hervorleuchtende Absicht des Verfassers gewesen ist. Man vergiebt hingegen viel der ungeschmückten Natur, man bemüht sich nicht ihre Sommersprossen zu zählen und die Miene der Unschuld gefällt allezeit, je weniger sie zu gefallen glaubt.

Für das Herz zu schreiben ist gewiß schwerer als für den Verstand. In jenem ist alle Welt Richter, in diesem nur der Gelehrte. Der Verstand läßt sich blenden, das Herz läßt sich nie rühren, wo der Verfasser nicht selbst gerührt gewesen ist.

Die Absicht allein macht es, daß Gellerts Sittenlehre die beste ist, die je geschrieben worden, denn nie ist ein Buch in einer bessern allgemeinern Absicht, in einem wärmeren Ausguß des Herzens geschrieben worden.

Nie bedaure ich einen Verfasser mehr, als wenn seine wortreiche Vorrede alle seine weitaussehenden Absichten der Welt mit einer declamatorischen Wichtigkeit ankündigt und denn — das unbedeutende Werkchen der Maus in der Fabel gleicht. Worzu die Ankündigung? worzu die Miene der Wichtigkeit? worzu das schallreiche Nichts? Wenn die Absicht erreicht ist, so ist die Ankündigung unnöthig, wenn

sie nicht erreicht worden ist, so ist die Vorrede lächerlich und der Autor unglücklich.

Meine Absicht ist gegenwärtig weder die Ankündigung des Werkes und seiner Einrichtung, — noch die Erklärung des Titels, und seiner möglichen Auslegungen, — noch die Entschuldigung meines Unvermögens, — noch die Schutzschrift meiner in dem Werke geäußerten Gesinnungen, — noch die Vorbitte bey der Kritik, — noch Drohungen wider lieblose Urtheile, — noch das Versprechen mich in Zukunft zu bessern und zu schweigen, — noch irgend eine andre autormäßige vorrednerische Absicht.

Meine einzige Absicht, — doch wenn Sie meine Freundschaften gelesen haben, so werden Sie urtheilen können, ob ich eine gute Absicht gehabt habe, und wenn Sie sie nicht lesen wollen, so ist es eben so gut, daß Sie meine Absichten nicht wissen, — also überlasse ich es Ihnen, liebsten Leser, allein, meine Absicht, wenn Sie sie zu wissen der Mühe werth halten, aus ihrem Erfolg und wollte Gott! auch aus Ihrem Betragen gebilligt zu sehen. Sollte ich einen unerreichbaren Wunsch gethan haben? O, das verhüte die Tugend!

Monument des Frommen.

An meine geliebte M. . . .

Ich trat an das Fenster das nach Osten siehet und blickte nach dem streifichten Himmel. Die frühe Morgensonne flimmerte schon hinter den Kranz von Weinbergen herauf, der sich längst den seegenvollen Ufern der Elbe verbreitet. Schon glänzte das Auge des Tages hinter dem purpurstreifichten grün und gelb gemischtem Reblaub, das sanfte Morgenwinde bewegten. Der Nebel lag wie ein See im Thal und die höhesten Hügel standen, Inseln gleich, über dem Nebel empor, mit ihren rauchenden Hütten, und ihrem bunten herbstlichen Schmuck, im Sonnenglanz; gelb und purpurroth, wenige noch grün, standen die Bäume mit reifen Früchten

überhangen, im schönsten Gemische. Die Schwalben jagten sich bald hoch in heller Luft, bald verlohren sie sich im Nebel des Thals.

Schön, schön ist die ausgebreitete Gegend in des Herbstes feyerlichem Schmucke. Glücklich ist der, dessen unbefleckte Gemüth keine begangene Bosheit nagt; der seinen Seegen zufrieden genieset und wo er kann Gutes thut. Jede Schönheit, jede Freude genießt sein frohes Gemüth, in seinem Auge glänzt immer das gute Gewissen und die reine Farbe der immer schönen Tugend, und o! der heiligen sanften Unschuld Gefühl; ihn entzückt jede Schönheit des Jahrs, jeder Segen der Natur. Ihn weckt zum Dank der Freude der helle Morgen und sanft umfängt die Nacht ihn mit süßem Schlummer. Wenn sich sein Auge mit der steigenden Sonne zum Himmel erhebt, so verschwindet der Unmuth wie der Herbstnebel vor der flammenden Sonne.

Ich dachte noch den süßen Gedanken und meine Flöte sang ihn der grünen noch schlafenden Echo, als Alexis zu mir ans Fenster trat. Er umarmte mich und las jede Empfindung meiner Seele in meinen Augen. Auf seinen Wangen glühte der jugendlichen Gesundheit Rosenfarbe, sein

Haar war goldblond und sein Auge voll Unschuld wie das ewige Azur des Himmelgewölbes. Noch war seine reine Seele der Tugend allein heilig, er hatte nun dreyzehn Sommer gesehn.

Er führte mich hinab zur Geisblattlaube und setzte sich neben mir hin. Wir sprachen von dem Vergnügen andern gutes zu thun, von der Freude welcher keine andre gleicht, von der Empfindung nach einer guten That. Die schön aufgehende Sonne, der blumenvolle Lenz, der Baum in seinem wohlriechenden Blüthengewand ist schön und reizend, schön ist das Abendroth, der kühlende Schatten des dämmernden Himmels, der aufgehende freundliche Mond. Der Gesang des Waldes, die Freude der Erndte, die Unschuld des Schäferlebens, die lachenden Tage der Weinlese schwellen unsern Busen vor Vergnügen, aber süßer, o Freund meines Herzens, süßer ist jene Freude des Wohlthuns unsrer Seele.

Nur halb gut ist der, der mit dem Guten prahlt, aber im Verborgenen siehet das lohnende Auge der Vorsicht auf den Quell der frommen That. Und vor den Augen des Weltkreises wird sie einst prangen und der Lohn Gottes um den Scheitel des

verklärten Gerechten. O wie muß der glücklich seyn, der viel Gutes gethan hat! wie heiter muß ihm der Himmel sein künftiger Auffenthalt entgegenlachen! wie muß ihm diese Welt so schön seyn, auf der ihm der Glanz der Tugend und der Segen der Dankenden und der Beyfall aller Frommen begleitet! o wie viel Gutes kann ein Reicher thun! Ein jeder Freundschaftsdienst, ein jeder treuer Rath, so wenig ihn die Welt auch schätzt, ist eine große That: Und unbelohnt sie thun heißt mehr als Held verrichten.

Und doch kann sich der Tyrann, der nie in seinem Leben Gutes als um seines Vortheils willen that, der außer sich und seinen Stolz nichts liebte, der Unmensch kann sich doch groß dünken? Er machte freye Menschen zu Sklaven, verwüstete fruchtbare Aecker, und übersäete mit den Leichen unsrer Voraltern die bühenden Felder. Er überfiel mit bewaffneten Schaaren die Unschuldigen, die ihm kein Leid thaten, er würgete zu Tausenden zum Opfer seines unersättlichen Geizes, er zerstörte wie Herostratus alles was seinen schrecklichen Namen der Nachwelt verkündigen sollte, er schwelgte in

den Raub unglücklicher Länder und doch nennt ihn die bethörte Welt groß!

Gott, wie unglücklich ist der, welcher sein Leben mit Lasterthaten befleckt! Nichts bleibt von seiner fürchterlichen Größe als das schwarze Andenken seiner Bosheit, indeß die Furien seinen Schatten peinigen. Nein, könnte ich mit einer Schandthat den Reichthum der ganzen Welt gewinnen, lieber, viel lieber wollt ich unbekannt und dürftig und redlich und keiner Bosheit mir bewußt seyn. Tugend und Unschuld und die Furcht Gottes, o Alexis, sollen das Glück deines Lebens seyn. Sey immer arm und froh und zufrieden, und thue nichts das dein zartes Herz nicht gebilliget hat: du wirst von Gott und Menschen geliebt seyn, fromm, redlich und dienstfertig wirst du immer von Guten geliebt seyn.

Und jetzt gieng Alexis schön in seinen thränenbenezten Augen, wie ein Frühlingstag wenn ein sanfter Regen fällt, und durch ihn der Stral der jungen Sonne scheint. Frohe Empfindung der Tugend strömte ganz durch ihn hin und glänzte auf seiner unschuldigen schneeweißen Stirne. Er gieng und sammlete früh die Lehren der Weisen, die seine

Seele mit Erkenntnissen und Tugend erfüllten. Ueber ihn schwebte sein leitender Engel unsichtbar, aber unzertrennlich. Er sammlete jede Thräne und jeden frommen Wunsch und trug ihn ins Archiv des Himmels. Ach! er wird einst die Gegend mit guten Thaten erfüllen, die Welt mit frommen Handlungen und den Himmel mit Seligen bereichern!

Froh gieng ich aus der schattigen Laube und stieg auf den traubenvollen Hügel. Ich sah von Ferne die Zinne des Tempels, in dessen Gewölben das Grabmahl meines Großvaters ruhete. Ich sah die goldene Zinne hoch über die Palläste des schönen Dresdens in der blauen Luft emporstehen und weiter hinaus flimmerte dem Auge der Zug der schiffreichen Elbe. Ich fuhr auf ihr hinab und ein unbekannter Trieb leitete mich hin in den Tempel, wo die heilige Asche des Mannes schlief, den noch die Stadt und das Land mit Segen und frommen Andenken ehrt. Lange hatte er den Weg der Tugend gelehrt, sein Beyspiel und seine Lehren würkten noch und seine Werke schaffen noch Gutes lange nach seinem Tode.

Ich kniete hin bey dem Stein, der seine Asche bedeckte. Ich segnete das Andenken des Redlichen, des Mannes, der treu und redlich vor Got gewandelt hatte. Thränen erfüllten mein Auge, daß ich ihm nicht gliche, daß er im Gewande der Demuth meinen Stolz, daß seine leuchtende Tugend mein ungebrauchtes Leben beschämt hatte. Seine Stimme hatte in diesem Tempel erschallt und sie war wie sein Geist in seine heiligen Betrachtungen über die Werke Gottes in der Natur, in jedes Herz das sie gelesen, übergegangen. Ach! vielleicht ist aller Segen der mein Leben beglückt hat, nur der Segen der von ihm auf seinen Nachkommen gehet!

Indem ich dieß dachte, gieng ein kalter Schauer über mein Haupt und durchdrang alle meine Gebeine. Ach könnte ich die schönverklärte Seele sehn, die so schön wider den Seelenschlaf schrieb, könnte ich die segnende Hand küssen, die nichts als edle Thaten that und weit um sich den Geruch der Weisheit ausstreute! möchte ich dem ähnlich seyn, dessen ganzes Leben ein harmonisch Gebäude von Tugenden war! Gesegnet sey deine Asche, du Redlicher! gesegnet die fromme Mutter, die das Kind deines Herzens war und die mich unter dem ihri

gen trug, gesegnet deine Werke, die schön und voll Salbung sind wie deine Seele! gesegnet das Andenken aller deiner Freunde, o L...!

Nach langen Jahren, wenn meine Gebeine zum Staube meiner entschlafenen Väter gesammlet sind und meine Seele mit ihren Seelen im Felde der Seligen wandelt, weinet vielleicht noch ein edles Auge Thränen des Dankes auf dem Grabmahl des Frommen, wie sie das ganze Land und alle Redliche stille im Lande bey seinem Tode weinten. O Thränen! — Heilig und theur seyd ihr meinem Herzen! O du, selige Seele! — wenn du herab auf deinen Enkel siehest, der seine Stirne tief vor dir in den Staub beugt, der nicht werth ist auf dem Wege zu wandeln den du betratest, wenn du mich Unwürdigen siehest, von der Glorie der Engel die dich umgeben, o so leuchte deine Tugend meinem Wandel vor!

Ich hob meine Augen empor zum hohen Gewölbe, das in seiner Oeffnung den prachtvollen Himmel im Glanze des Mittages zeigte. Es schien als sähe ich den silberfarbnen Engel, der meinen Wunsch vor den Thron Gottes brachte, zur Kanzley des Himmels auffliegen. Indem tönten die

Glocken der vier Thürme, die den Tempel umgaben und die Mauren erschallten davon bis zur Gruft auf welcher ich kniete. Ich gieng an einen verborgenen Ort und sammlete mich zur Andacht, die ich sonst selten in der Zerstreuung der Augen fand. Meine Seele, so sprach ich, verscheide in dem Tode dieses Gerechten, mein Leben sey gutthätig wie seines, mein Ende und mein Lohn sey wie das Ende und der Lohn des Gerechten!

O du Gott meiner Väter! Gott, der du vergiltst und wohlthust bis ins Tausende Glied, du Gott der Gnade und des Bundes, ist mein Leben bisher untauglich und ungebraucht verschwunden, ist die beste Hälfte in Vorbereitungen vergangen, während daß andre schon viel, viel Gutes geschafft haben, o so laß doch den Ueberrest nicht umsonst von der Tugend beweinet werden, laß mich nicht auf dem fruchtbaren Baum der so lange unter dem Schatten deines Segens im Lande geblühet und Früchte getragen hat, wie ein fauler Zweig absterben und das Andenken meiner Väter in mir auf ewig verlöschen! Aus der Asche meines eitlen Lebens zünde ein Feuer des wohlriechenden Opfers an.

Ich gieng heraus aus dem Tempel und die Thräne, die noch auf meiner Wange saß, war mir zu theuer um sie abzutrocknen. O Thränen der Tugend, möchtet ihr mein Herz immer mit dem seeligen Gefühl der Religion erfüllen! Ich will die Bahn der Tugend grade ausgehn, weder zur rechten noch zur linken jemals weichen und du gnädiger Gott wirst mir es nicht zur Strafe anrechnen, wenn ich aus Unwissenheit den Weg verfehle, auf dem ich am meisten hätte Gutes schaffen können. Nicht der Reichthum meiner Väter, den deine Weisheit mir nahm um mein Herz zu bessern, nur ihre Frömmigkeit, ihre Tugend und Redlichkeit, o Gott, komme auf mich und gehe durch meine Werke zur Nachwelt über.

In der Umschattung des einsamen Kirchhofes, auf dem ich am Abend wandelte, hörte ich die leise Stimme der Daphne. Sie hatte sich neben dem Grabe ihrer Mutter gesetzt, weinte und sprach: O theures Andenken deiner Tugend und Frömmigkeit, o geliebteste Mutter! Du, du hast meine Unschuld gerettet. Sollt' ich je deine Ermahnungen vergessen, die du mit ruhigem Lächeln mir gabst, und da an meinem Busen hinsankest und starbst, sollt

ich je vergessen, wie tugendhaft du warest, denn, o dann mag mich auch Gott vergessen; denn möge ich im Elend sterben, und dein heiliger Schatten möge mich fliehen. O Saame der Frommen! Seegen gehe von Gottes Händen über dir auf im Leben und deine Seele prange einst mit der Krone der Ewigkeit!

Der glückliche Augenblick.

An meinen Bruder in D...

Ich reisete, und es war die vergnügteste Reise meines Lebens. Ich fand den Freund meines Herzens wieder, den lange Vorurtheile, weite Entfernungen und manches traurige Jahr von mir getrennt hatten. Das Buch des Zend sagt: der Augenblick der Trennung und des Wiederfindens sind die wichtigsten im ganzen Leben. Ich war unbereitet zu einem so grossen Auftritte. Zwar hatte sich die Biegsamkeit meiner Phantasie oft solchen süssen Täuschereyen überlassen, die der vergebenen Erwartung und dem nagenden Gram ihre langweiligen Stunden aus den Händen spielen; sie hätten lange meine Tage aufsummirt, wenn mich nicht die schönen Ideale meiner Einbildung auf ihren bezauberten Boden einen grossen Theil davon herumgeführt hätten. Es sey darum, daß sie mich des Tages siebenmal betrüge, sie thut es allemal mit so vieler An-

muth, sie verwandelt ihre wesenlose Bilder in solche Engel des Lichts, daß keine Würklichkeit ihrem süssen Traume beykömmt. Auch ist ihr Weg heilig, und ihr Vergnügen voll Unschuld. Wenn ich auf der öden Fläche lange vergebens nach dem Ideale einer schönen Seele gesucht habe, so gehe ich auf irgend einem sammtnen Pfade, den die Phantasie mit Rosenknospen des Vergnügens überstreuet hat, und statt mich wie sonst zu ermüden, brennt noch das blendende Vergnügen vor meiner Stirne, wenn ich zurück komme.

Wenn die Widerwärtigkeiten auf mich eindringen, wenn ich keinen Freyplatz auf dieser Welt mehr finden kann, so verlasse ich sie, und weil ich eine deutlichere Idee von den elysäischen Feldern als vom Himmel habe, so dringe ich mich da hinein. Das Gefühl meiner Betrübnisse verliert sich und ich fühle nun solche Empfindungen wie Aeneas oder Orpheus.

Angenehme, süsse Empfindlichkeit! du bist die freudenvolle Quelle alles dessen was schätzbar in unsern Vergnügen oder köstliches in der Traurigkeit ist. Du bist das grosse Nervensystem der Welt, welches vibrirt, wenn auch in seinem ent-

ferntsten Theile der Welt die unmerklichste Erschütterung vorgeht. Du beseligst den Hirten auf seinem Lager von Stroh, und auch du erhebst ihn hoch bis in den siebenten Himmel. Du füllest sein unbekanntes Herz mit Tugenden und vertheilest alles was sich Gutes in den Grundcharakteren der Menschen in allen Verkleidungen der Gebräuche, des Himmelsstriches und der Religionen findet. Du giebst dem wilden Sohn der Natur auf den ewigen Pyrenäen ein besseres Antheil oft; als dem kalten Herzen des Fürsten, auf dessen Brust ein Stern prangt, den der Schäfer nicht mit ihm tauschen möchte. Er durchstreicht die unwirthbaren Gebürge und findet das zerrissene Lamm eines fremden Hirten. — Diesen Augenblick sehe ich, wie er seinen Kopf an den Stab gelehnet mit wehmuthsvollem Gefühl darauf herabblickt — o wäre er einen Augenblick früher gekommen! — es blutet sich zu Tode, sein fühlbares Herz blutet mit ihm. Friede sey mit dir, großmüthiger Hirt! Ich sehe, du gehst mit Kummer von dannen, — aber deiner Freuden sollen nicht weniger seyn! Glücklich ist deine Hütte, glücklich sie, die solche mit

dir theilet, und glücklich sind die Lämmer die um euch spielen!

Ich kam eben von einem Ausfluge meiner Phantasie zurück und setzte meine Reise in der Verfassung meines Herzens fort, in welche es das Bild des gutmüthigen Hirten gesetzt hatte. Ich suchte meine Empfindlichkeit zu unterhalten, denn ich war gewiß, daß in solchem Zustande mein Herz zu jeder guten That fähig war.

Eben als ich unter einem Eichbaume abstieg um mein Abendmahl zu halten, stieg ein Fremder einige Schritte von mir auch ab, und erwählte den nehmlichen Ort zu seinem Ruheplatze. Es war auf einige Meilen weit nichts als Wald. Der Ort wo ich abstieg war eine kleine Anhöhe den ein Kranz von uralten Eichen umschloß. Die Kühlung, die sich von einem kleinen Waldwasser um diese Gegend verbreitete, machte den Untergang der Sonne zum lieblichstem Gegenstande. Die Sonne sank in den ewigen Azur des reinsten Aethers hinunter. Ich gab einige Zeit vor Entzücken über diese prachtvolle Scene nicht auf den Fremden acht. Wir hatten uns nur gegrüßt und sahen beyde nach der untergehenden Sonne.

Es giebt in der Natur solche Schönheiten, die für ein fühlbares Herz und einen denkenden Kopf einen unbeschreiblichen Werth haben und deren Empfindung aus den Augen hervorleuchtet. Es giebt Sympathien der Seelen, die ohne ein Wort zu sagen, beym ersten Anblicke einander schon alles gesagt haben, was keine Sprache auszudrücken vermag. Es giebt Augenblicke, in denen wir so zur Zärtlichkeit gestimmt sind, daß alles was gut, edel, liebenswürdig und großmüthig ist, in unsrer Seele herrschet. In einem dieser Augenblicke setzte ich mich, ohne zu wissen warum, neben den Fremden, der in einem Buche las, und bald den Himmel, bald mich ansah. Es waren meine Ph... in denen er las, und ich verwunderte mich eben, wie diese in seine Hände und in diesen öden Wald kamen. Wir sahen uns beyde an wie zwey die vom Schlafe aufwachen und noch zweifeln ob sie wach sind. Ach! welche Aehnlichkeit dachten wir beyde! — sollte es möglich seyn! — nach so vielen Jahren — Eh wir wußten warum, lagen wir einander beyde in Armen. Unsre Herzen waren zu voll. — Unsre Wangen naß von Thränen. Sprachlos lag einer

an des andern Herzen, lange, ehe wir aussprechen konnten, O mein Bruder! — Nie in meinem Leben habe ich seligere Empfindungen gehabt, nie habe ich die Regungen der süßen Ergießung des Herzens, nie die Umarmung eines menschlichen Wesens tiefer in dem Sitze der Seele und durch mein ganzes Wesen gefühlt, als in dem Augenblicke, da ich den besten Bruder wieder fand.

Hätte ich je in dem trostlosen Leben, in welchem so selten der Sonnenblick der himmlischen Freundschaft in mein Herz geleuchtet hatte, und gleich wieder hinter die Wolken der Trennung gegangen war, hätte ich je einen so göttlichen Augenblick vermuthen können! O den ich mehr liebe als alles sichtbare, den ich so oft beweint habe, dessen verlohrne Freundschaft mich mehr kränkte als alles was ich gutwillig dahin gab und nicht der Thränen werth achtete, dessen Herz sonst mein Reichthum und mein Stolz war, und o! den meine Thränen und meine Briefe so lange unerweicht gelassen hatten, den theuren ewiggeliebten und liebenswürdigen Bruder, finde ich

jetzt — und mit ihm seine ganze Freundschaft wieder! Gott! wodurch habe ich das verdient!

Ach! dazumal da ich auf der Warte meines Hauses von meinem geliebten A.. Abschied nahm, da flossen meine Thränen nicht um den Verlust derer flüchtigen Güter, die ich bald oder spät doch einmal verlassen mußte, nicht um die Erinnerung der vergnügten Stunden in denen mein freudenvolles Leben im väterlichem Erbe verflossen waren. Ich sahe die Aufschrift über der Hausthüre: Linquenda domus & tellus — ich sahe sie und weinte nicht mehr. Aber da ich daran dachte, daß ich darum den Freund meines Herzens verloren hatte, daß ich mich von dem Orte trennte, den ich zum Tempel der Freundschaft, zum Hause der schönen brüderlichen Eintracht geweihet hatte, daß zugleich alle meine philosophischen Entwürfe verschwanden, ach! da verließ mich die Philosophie und ich weinte um meinen Bruder. — Und nun, da ich trostlos in der Welt umherziehe, da der Gedanke der Wiedervereinigung aus meiner Seele geflohen ist, finde ich da, wo ichs am wenigsten glaubte, die glücklichsten Augenblicke meines Lebens wieder. O Bruder! Freund! Seele meines Le-

bens! wie kostbar sind die Empfindungen zweyer Herzen die für einander geschaffen sind! wie ist die Welt ohne Freundschaft so arm und leer, und wie ist sie mir im Augenblicke da ich dich in meine Arme schließe, zum Paradiese geworden! wie sind unsre Seelen von Freuden der Engel trunken! wie lieblich und entzückend ists, wenn Brüder im goldnen Arme der Freundschaft die gegenwärtige Gottheit fühlen!

Wie viel sagten wir uns im Schweigen! und wenn unsre Augen von Thränen übergiengen, giengen unsre Seelen wieder in lange unzertrennliche Umarmungen über. Wir vergaßen den schönsten Abend, den Waldgesang und den Abendstern, wir hörten, sahen und fühlten nur uns. O Himmel! hat dein Gewölbe wohl je zwey glücklichere Seelen bedecket, seit du über den unempfindlichen Schnee dieser Berge hängest, an deren Fusse wir sitzen? Die Nacht und ihre Kälte erinnerte uns an den Aufbruch. Ich begleitete meinen Freund, den ein ohngefehrer Spazierritt hieher gelockt hatte. Ich blieb einige Zeit bey ihm und genoß alle Entzückungen der Zärtlichkeit, die unsre Seelen aufs neue verband.

O wenn dieses angenehme Traumbild in mir verlöscht, wenn ich zweifle, ob ich jemals so glücklich gewesen bin — wenn Schwermuth eine Wolke über mein gepreßtes Herz zieht, — denn setze ich mich an eine der heiligen Steineichen und erwarte den Untergang der Sonne, denn denke ich zurück an die Jahre der Unschuld, in welchen ich jene glückliche Biegsamkeit des Herzens hatte und den Kummer meines Lebens ausweinen konnte. Ihr werdet wiederkommen, Tage des Friedens, der Unschuld und der Freundschaft, wenn zum letztenmale diese majestätische Sonne über meinen Kummer untergehen und mit ihr das Leben verschwinden wird. O Freundschaft! dein Land ist die Ewigkeit! da allein erwarte ich dich. Da nur werden mich alle, die mich verkannten oder nicht kennen wollten, da werden mich alle Brüder lieben und meine Wünsche werden in Erfüllung übergehn. O denn werden Freudenthränen diese Augen baden, die der Schmerz verschlossen und thränenlos gemacht hat. Welches Land oder Meer, welche Zeit auch immer unsre Trennung aufhalten mag, in einer Welt, o bester Bruder, finden wir uns gewiß ohne Vorur-

theile, ohne die Feinde wieder, die uns trennten. Ist nicht die beste Hälfte unsers Lebens schon vorbey? wird nicht die andre beyde zu dem Haven bringen, aus welchem uns nichts wieder, nichts in dem ganzen unermeßlichen freudenvollem Umfange der Ewigkeit trennen kann?

Gott! wie freut sich das aufwallende Herz! wie freut sich jeder Tropfen Blut der es schnell durchströmt! wie dehnt sichs mit Gewalt aus, wenn ich deine gnadenvolle Zusage erwäge! O stärke mein Herz in der Tugend, die es allein der seligen Hoffnung werth machen kann! o laß meinen Glauben durch die Liebe und durch gute Werke thätig seyn, daß sie die Leute sehen und meinen Vater im Himmel preisen. Laß mich verdienen von einem so guten Bruder als du mir gabest, geliebt zu werden, und er wird mich lieben. Laß meine Frömmigkeit rechtschaffen, meinen Wandel unsträflich, mein Leben nützlich, meine Handlungen aufrichtig und gut, meine Worte lehrend und eindringend und alles an mir dir, o heiliger Gott, wohlgefällig seyn.

Mag doch mein Leben immer freudenleer und mein Herz hoffnungslos auf dieser Welt seyn,

Ist auch irgend ein Vergnügen, ein Glück, ein Genuß, eine Herrlichkeit dieser Welt die nicht mehr im Wahne als in der Würklichkeit bestünde? und wenn dieß leichtrauschende Stündchen, diese flüchtige gloria mundi wie eine Raquete verschwunden ist, welches Herz ist reicher; jenes, das sein Abgott der glänzende Traum der Welt auf ewig verlassen hat, um nie wieder den verlassenen Günstling des Glücks in seinen zaubervollen Schooß einzuschläfern, oder meines, in welchem die frölichen Phantasien, so oft ich sie rufe, erwachen und mich so reich als ich will und nie ärmer als ich kann, zu allen Zeiten und an allen Orten machen?

Die Verwandtschaft der Guten.

An meine Lehrer . . .

Wir sind alle von einer und derselben Familie entsprungen — und es wohnet eine solche Zärtlichkeit in unserm Herzen, die uns mit jedem menschlichen Wesen in Verwandtschaft bringt — er mag arm oder reich seyn. Schon der Gedanke des Frankly ist eine Seeligkeit, die seinem Herzen die nächste Verwandschaft mit allem, was gut ist, verspricht. Nur der Mensch ohne zärtliche Neigungen ist der ganzen Menschlichkeit abgestorben und selbst im Himmel fremd, denn wie kann er das unsichtbare lieben, wenn er das sichtbare nicht liebt, wie kann der Gott lieben, den er nicht siehet, wenn er seine Brüder nicht liebt, die er doch siehet?

Dem Himmel selbst, wenn es möglich wäre, mit lieblosen Gemüthern dahin zu kommen, würde es an Gegenständen gebrechen, Liebe in ihnen zu bewürken. — Jeder selige Geist würde ihnen

auf den Flügeln der Liebe entgegen schweben — sie würden nichts hören als neue jubilirende lebhafte Entzückungen der Liebe, nichts als laute Zurufungen über ihre gemeinschaftliche Seligkeit, — und sie würden, ach die armen Seelen! die nichts auf Erden geliebt haben, — ach sie würden dennoch so weit von aller Glückseligkeit entfernt seyn, daß sie vielmehr auch da bis in alle Ewigkeit büssen würden. O wie bedaure ich sie, — die kalten unfühlbaren steinernen Herzen!

Mit einem Herzen, das die Natur weich geschaffen, der Umgang der Guten fromm gebildet, die Zärtlichkeit brüderlicher Freundschaften oder die Sympathien engelreiner unschuldiger Liebe, zu den besten Empfindungen der Menschlichkeit fähig und fertig gemacht hat, mit einem Herzen, das Orest und Pylades für keinen Traum gehalten, — das mit Pyramus und Thisbe geweint, — mit Yariko gelitten, — mit Sappho gefühlt, — mit Manon empfunden hat — mit Zairen in Thränen zerflossen ist, — und mit Clarissen, Julien und Clementinen zu sterben geglaubt hat, — mit einem Herzen wie Sterne, das sich in den Schmerz der

Maria verliert und nur Elisen treu bliebt, — mit diesem ist jede Wüste der Welt voll Liebe.

„Ja ich bezeuge, sagt er, indem er seine Hände freudig zusammen schlägt; daß, wäre ich in einer Wüste, ich auch in der Wüste etwas finden würde, das meine Neigung auf sich zöge — Fänd ich nichts bessers, so wollt ich sie auf einen süssen Myrtenbaum heften, oder irgend eine melancholische Cypresse suchen, mit der ich mich einlassen könnte. — Ich würde ihren Schatten besingen, und sie freundlich für ihren Schutz grüssen. — Meinen Namen schnitt ich in ihre Rinde, und schwüre, die lieblichsten Bäume in der ganzen Wüsten wären sie. Wenn ihre Blätter welken, wollt ich mich zum Trauren gewöhnen, und Freude jauchzete mit ihnen mein Herz, wenn sanfter Tau sie erquickte.„

Mit einem Herzen wie Montagne oder Jacobi, ist die ganze Natur, jedes großmüthige zärtlichfühlende Herz und alle Engel im Himmel verwandt. Sie kennen sich, ehe sie sich gesehen haben, sie umarmen einander über entlegene Meere, sie leben von Ovidens Zeiten bis zu den Zeiten Dorats in Einem Alter, sie machen das Vergnügen

der Welt wie Titus und Heinrich der vierte, sie geben so gar Abderiten den Ton der Liebe, sie werfen wie Gellert und Cramer ihr sanftes Mondenlicht noch nach ihrem Tode über die Welt, sie erfreuen durch ihren einträchtigen Wandel mehr als durch ihren himmlischen Gesang wie Diderot und Geßner.

O, mit diesen Zierden der Menschlichkeit, mit diesen Ehrensäulen der Welt verwandt zu seyn, sollte es kein Glück seyn? es sollte nicht werth seyn auch nur um ihretwillen tugendhaft zu seyn? es sollte keine Ehre seyn ihnen ähnlich, ihnen verwandt, von ihnen geliebt zu seyn? Und o wahrhaftig, so stolz der Gedanke ist, — seyd tugendhaft und gut, so seyd ihr, o meine Brüder, alle auf das nächste mit allen großen Seelen, mit allen Lichtern der Welt, und mit dem Glanze des Himmels verwandt. Liebet die Tugend, so wird euch alles was auf Erden schön und vortreflich, alles was im Himmel ist, mit der Freude der Seligen umfangen.

Wenn ich an die Seligkeit denke, o ihr meine Lehrer! deren Namen ich genannt und von den Jahren meiner Kindheit an verehret habe, wenn

ich denke, daß ihr auch für mich die göttlichen Lehren der Tugend und der süssesten aller Empfindungen geschrieben und im voraus für mich unwürdigen Freundschaften empfunden habt — wenn ich aus dieser Welt herausgehen soll, ohne eure Umarmung, so wie von unserm, nun seligen Gellert zu empfangen, — wie schwellet die himmlische Hoffnung, mein verlangendes Herz! wie stolz bin ich dann auf eure Verwandtschaft! wie liebe ich euch denn aus allen Kräften meiner Seele, wiewohl ich euch nicht sehe!

Eben so leicht als unedle Gemüther, die die Liebe zu Ausschweifungen und zu ähnlichen lasterhaften Neigungen hinreißt, einander ausfinden und zugleich einerley schändliche Absichten bewürken, eben so leicht ziehen einander die der Tugend geheiligten Herzen harmonisch mit unwiderstehlich sympathetischer Gewalt an sich, und keine Nation, keine Entfernung, keine Zeit trennet die Gelübde, den zärtlichen Bund, die Vereinigung zur Beförderung der Tugend, die sie sich vom ersten Augenblick an schwören. Ihre Freundschaft fängt sich im Lande der Schatten an und wird in den

Aeonen des lichtvollen Himmels in ewigen Seligkeiten leuchten.

Wer ist der Mann von Gefühl, der Lavaters Tagebuch lesen kann, ohne sich so gut als der Forscher der geheimsten Falten eines Herzens, als der Freund der Wahrheit zu seyn, zu wünschen? wer ist der Freund der Menschen der die Reisen Jacobis und Sternens lesen kann, ohne einen Trieb zu empfinden, zu ihnen zu reisen? Wer kann den Daphnis lesen, ohne sich in die Unschuldswelt zu wünschen und Geßners Herz mehr als seinen unnachahmlichen Ton zu lieben? Wie kann man so viel Schönheit und Tugend, so viel Güte und Freundlichkeit lesen, bewundern, empfinden — ohne selbst gut und tugendhaft zu seyn, ohne seine Seele der göttlichen Freundschaft zu weyhen?

O möchte das Gute forterben und der Adel der Seele in die Enkel hinübergehen! möchte der Stammbaum der ersten Stifter ihres Hauses zu lauter tugendhaften Nachkommen übergehn und nie von lasterhaften Unedlen abgeschnitten werden! Möchte die Tugend nach den Thaten und nicht nach den Namen wie bey den Stammbäumen

türkischer Pferde fortgepflanzt werden! möchten endlich mit den übrigen unzähligen Vorurtheilen die unsre philosophischen Zeiten verbannt haben, auch die traurigen Vorurtheile die einem bedeutungslosen Schall den Vorzug vor dem ächten Adel der Seele geben, verschwinden, und alle Edle so denken wie Kleist!

Welches Vergnügen für eine schöne Seele, in den unsterblichen Werken der Tugendlehrer so viel Gedanken zu finden die ihrer eignen Art zu empfinden und zu schliessen analog sind! so viel gleiche Gedanken und Wendungen, so viel ähnliche Ideen die nur aus Einer Seele fliessen zu können scheinen und doch mit einander so vollkommen übereinstimmen, als ob Leser und Denker nur Eine Person wären! welche Verwandtschaft muß es nicht in dem moralischen Kräften der Seele geben, wenn die blossen Verstandskräfte schon so viel nahe Verbindung mit einander haben und gleichsam wie zwey Flöten zusammengestimmt zu seyn scheinen!

Ist es nicht wunderbar, daß immer die grossen und guten Genies zugleich, eben zu den Zeiten bey jedem Volke lebten, wenn es im höchsten

Flor stand? Die Socraten, Platonen, Alcibiaden, alle grossen Athenienser lebten beynahe zugleich und liebten einander. Die Nasonen, Virgilen, Ciceronen, Auguste und Horaze waren Freunde und Verehrer ihrer wechselseitigen Verdienste. Die Zeiten Leo des Zehnten sahen die schönen Genies Italiens zum zweyten male in eben dem Rom, das seit so langen Zeiten bald durch die Waffen, bald durch die Erbschaft Petri, der Welt Gesetze gab, aufblühen und die untergegangenen Wissenschaften sich emporheben. Die Zeiten des grossen Czaars, Peters des I. Carls des XII. Augusts des II. gebahren in drey verschiedenen Ländern zugleich die ausserordentlichsten Menschen, die je die Welt gesehen hatte. Die Engländer sahen zu Einer Zeit die tiefsten philosophischen Genies und die größten Dichter. Die Popen, Addison, Steelen, Clarken, Newtons und Miltons waren Zeitgenossen und Freunde. Die Franzosen hatten zu Ludewig XIV. und XV. Zeiten die klügsten witzigsten und schönsten Geister in einem Sammelplatz der Welt Gesetze und Nachahmung geben gesehen. Die Corneillen, Racinen, Voltairen, Destouchen, die Maupertuis, d'Argens, Montes-

quieus, die Diderots, d'Arnauds, Dorats, die Dalemberts, Rousseaus und Buffons, die Beaumonts, Uneis und Marmontels alle zu Einer Zeit, alle Freunde und Verehrer einer des andern. Endlich unsre Nation — hat sie nicht zu Einer Zeit die Gellerts, Cramers, Jerusalems, die Klopstocks, Zollikofers und Lavaters, die Schlegels, Weissen, Jacobis, die Ramlers, Hillers und Oesers, die Gleims, Sulzers und Wielands, die Spaldings, Mendelssohns und Abbts, die Zachariäs, Kleists und Geßners, hat sie sie nicht alle in brüderlicher Vertraulichkeit, in der schönen Verwandtschaft die edlen Seelen vereinigt, hat sie nicht durch ihre Schriften ein Licht über alle Wissenschaften und bey allen Nationen sich zugleich verbreiten gesehen? Und wer wollte alle die nennen, die in allen Classen der Wissenschaften, der Künste theils berühmt, theils noch nützlicher und unberühmt von dem Theater der Welt abgetreten und lieber grosse, als glänzende Rollen, lieber tugendhafte als scheinende Thaten, lieber Unterricht als Eigenlob verbreitet, lieber Denkmäler zum Besten der Welt, als ihre eignen Trophäen hinterlassen haben? Minos und Lycurg, Confucius und Luther waren zu ihren Zeiten die ein-

zigen grossen Genies die die Welt erleuchteten und die in gleichweiten Abständen der Zeiten und der Länder gleichen Nutzen schafften, und jedes Jahrtausend hat an Einem genug; aber ihr seegenvolles Licht scheinet über alle Nationen.

Jedes Herz das ihren Lehren folgt ist mit ihnen verwandt. Die Tugend und ihre Freunde stehen mit ihren Lehrern und Beschützern in der nächsten Verwandtschaft, so wie alle Tugenden mit einander verwandt sind und nur Eine ausmachen; so wie sie alle von Gott, dem Vater der Tugendhaften stammen, sich alle in ihm vereinigen und alle von ihm ausgehen. So groß ist der Adel der Tugend, daß man sie nur von Herzen lieben darf, um mit Gott und allen Engeln, mit allen Heiligen und Gerechten, mit allen Hohen und Tugendhaften, mit allen schönen und liebenswürdigen Seelen auf Erden und im Himmel verwandt und Freund auf ewig zu seyn.

Von den unbekannten Vortheilen.

An meine Feinde.

Als noch der Tag kaum grauete und der Thau des Himmels herabfiel, gieng ich mit der schmerzhaften Empfindung umher, daß es Menschen geben müßte, die mir feind wären. Gleichwohl habe ich nie einem menschlichen Wesen mit Vorsatz geschadet, gleichwohl liebe ich alle, und bin des Hasses unfähig. — Ich wollte, daß jeder die Gabe hätte, in meinen Augen zu lesen, und daß ich mächtig genug wäre, allen denen, die mir ohn' Ursache feind sind, zu beweisen, daß ich sie doch liebe, ob sie sichs gleich zur Schande achten würden. O, ich wollte, daß ich so viel Gutes schaffen könnte, als meine Neider unwissend zu meiner sittlichen Verbesserung beygetragen haben! Die Quelle unsers Vergnügens entspringt auf dem Lande der Schmerzen, der Genuß aus dem Hunger, die Belehrung auf dem Boden der Unwissenheit. So entstehet die Weisheit aus der Thorheit der andern, die Erhebung aus der Unterdrückung, und der Glanz guter Thaten aus den Vergiftungen des Neides. So reifet die Indianische Feige nur erst nach dem Stiche des Insectes; so

wächset die mächtige Eiche, in deren Wurzeln Schlangen nisten und an welchen der grimmige Eber seine feindlichen Hauer wetzet; so befestigen wüthende Stürme die um ihren Gipfel brausen ihren majestätvollen Wuchs.

Nie würde dieses erfreuliche Licht, das über den glanzvollen Himmel, Freude in jedes Herz strömt, nie würde dieser Morgen so schön seyn, wenn er nicht die neidische Nacht und die traurigumhüllenden Schatten besiegt hätte. Die erwachende Natur, die tausendstimmigen Lobgesänge des Waldes, die frischen Colorite der blühenden Wiesen, die Ausgüsse des ewigen Wohlgeruchs der dem Schoose der Blumen entsteigt, das sanfte Wehen dieses Morgenlüftgens, der ganze majestätische Aufzug des Morgens würde weniger reizend seyn, wenn die todtenähnliche Nacht, wenn das allgemeine Schweigen, wenn der Schlaf der Natur und aller Sinne nicht vorher gegangen wäre.

Nie würde das selige Gefühl der vom Himmel stammenden Freundschaft, nie würde die Entzückung zweyer für ein ander geschaffener Herzen so stark, nie würde der unbeschworne Bund, den die allmächtige Tugend zwischen zwey ihrer Verehrer knüpft, so fest und unzertrennlich seyn, wenn die schwefeldampfende

Fackel des Neides nicht ihrem Gange leuchtete, wenn die giftige Zunge der Verleumdung nicht ihre Vorzüge durch Hohn und Spott verbreitete, wenn die Feile der Bosheit nicht jede ihrer Thaten, jede verborgene Unvollkommenheit abpolirte, wenn die Mine des Verderbens, die zu ihrem Untergange gegraben war, nicht ihr verborgenes Gold aufgrübe und bewährte.

Die heilige Flamme der Freundschaft brennt mit stärkerer Lohe, wenn die ohnmächtige Hand der blassen Scheelsucht ihre Nahrung entreissen will, wenn sie die Glut zu verlöschen gedenkt, und so bereiten auch unsre Verleumder, die unsre Fehler aufdecken, besser als unsre Freunde die sie entschuldigen, unsre Beßrung, unser moralisches Vermögen, und das was auf der Welt allein von Werth ist, unsre Freundschaften. Dank sey euch, die ihr mich hasset — Dank für das Gute das ihr mir thatet! Ohne euch hätte ich vielleicht nie so tief in den Spiegel der Wahrheit geblickt, nie so gut das Herz der Menschen und mein eignes, nie die Freunde der Tugend — und euer Elend, kennen gelernt.

Ich habe mir fest vorgenommen euch nie zu antworten, denn ich würde nur eure Wuth entzünden, euren Zorn reizen, und euch nie gewinnen. Viel=

leicht wenn die Jahre der Ueberlegung, die Reue über die gehäuften Thorheiten die Stille der Vernunft auf die Jahre rasender Ausschweifungen folgen, — vielleicht, daß ihr denn einsehen lernet, daß Liebe besser ist als Haß, — daß eure vergebenen Bemühungen die Lügen nicht zu Wahrheiten, sondern nur die letzten zu bestätigen dienten, — daß ihr selbst die Viper in der Fabel waret, die in die Feile biß, daß die wahre Tugend nur mit Entschuldigung und nie mit Aufdeckung der Schwachheiten beschäfftigt ist, vielleicht, daß ihr vergeben und lieben lernet.

Jezo gieng die Welterfreuende Sonne aus dem wohlthätigen Thore des Morgens heraus, und alle Raubthiere entflohen in ihren dunklen Aufenthalt. Die misantropische Eule suchte den tiefsten Schatten bemooster Ruinen, die mißgestaltete Fledermaus kreuzte um ihr häßliches Mauerloch, die fleckigte Kröte und die feindselige Schlange krochen in ihre verborgenen Löcher und die lichtscheue Spinne verbarg ihre tückischen Absichten in ihrer tiefverdeckten Raubhöle. Alles was Feindseligkeiten hegte verschwand vor dem Strahl des Lichtes, das nur den gutthätigen Thieren, dem arbeitsamen Stiere und dem muthigen Rosse, der ernähren, den Biene und den übrigen nuzreichen Thieren leuch-

ten sollte. Die friedfertigen Heerden der sanftmüthigen bekleidenden Schaafe, der milchreichen nährenden Kühe, der noch nuzbarern Schweine, das Volk der wirthschaftlichen Hüner, der wohlfeilen lachenden Enten, und der fruchtbaren liebenden Tauben, alles bis auf die zahllosen Schwärme der arbeitsamen Bienen und Ameisen zogen der wohlthätigen Sonne entgegen, und erfreute den Blick des Menschen, für den die ganze Natur Freundschaft empfindet. Alles arbeitet für ihn, und nur sein ungenügsames Herz liebet die Natur und ihre Freundschaften nicht, danket nicht Gott und hasset, ach! seine Freunde!

Ich will euch doch lieben, sagte ich, auch wenn ihr euch nicht lieben lassen wollt. Ich will doch für euch arbeiten, doch mit freundschaftlichem Herzen an euren guten Schicksalen theilnehmen, doch für euch zu eurem und meinem Gott bethen. Verwehret, wenn ihr könnet, mein Vergnügen — und ich habe wahrhaftig ein grösseres, wenn ich euch liebe, als wenn ihr mich hasset. Verwehret meinem Herzen, daß es sich nicht bey diesem schönen Morgen ausbreite, und mit der ganzen Natur auch euch umfange. Söllet ihr mich auch stechen, wenn ich euch in meinem Busen wärme, — doch soll mich die Freude die ich

euch machte, doch soll mich die Zuflucht der Freunde und der Ort, wo ihr zu schaden unfähig seyd, doch soll mich der Trost des guten Gewissens erfreuen.

O, die ihr mich unschuldig hasset, euer Herz hat nie geliebt, es ist noch der größten Freude in der ganzen Natur unfähig, ich bedaure euch und euer Schicksal. Ungeliebt und unbedauret werdet ihr aus dieser schönen Welt, in welcher ihr nur Feinde habt, fühllos und elend herausgehen!

Nur die Anlage zur Freundschaft, zu der uns die ganze Natur einladet, kann unser Auge mit Farben der Freuden, unser Ohr mit Liedern der Frölichkeit, unser Gefühl mit Vergnügen, unser Herz mit den glücklichsten Empfindungen, und unser ganzes Wesen mit dem Gefühl der Gottheit, die die Liebe ist, durchdringen.

So lange ich Zärtlichkeit in meinem Herzen hege, so lange bin ich mir der Großmuth und aller edler Triebe, die das Herz des Menschen zu allen süssen Sympathien aufschwellen können, bewußt. Nur so lange mein Herz fühllos ist, so lange ich mit keiner freundschaftlichen Seele im Gedankenumgange bin, spüre ich, daß mein Herz unterm Schlosse liegt, und ich kann keinen Groschen für einen Bettler heraus-

bringen, — sagt Sterne. „Ich denke mir jedes menschliche Wesen als einen Tempel in den ich lieber gehen und wo ich die darinnen aufgehangenen Skizzen und Originalgemählde lieber betrachten will, als selbst die Verklärung von Raphael.„

Und gewiß, will ich mich dieser Freude nicht berauben. Auch an meinen Feinden will ich die schöne Seite betrachten und von ihnen lernen. Nur vor ihrer fehlerhaften lieblosen Seite will ich die Augen verschliessen, nur die Zierrathen die die Natur oft an den verborgensten ihrer Auswüchse verschwendet hat, will ich vergolden. Selbst an einem Inkle, an einem Rhynsolt giebt es Eigenschaften, die bewundert zu werden verdienen, wenn die Augen scharf und das Herz den Abscheu, den das unnachahmliche ihres Lasters erreget, zu überwinden, und den gelassenen Verstand zu einer nicht unfruchtbaren Untersuchung zu bringen, fähig genug ist.

Fern sey die Verachtung von einem Herzen das die Würde der Menschlichkeit fühlt! Fern sey der Stolz, der einen Menschen so weit über den andern erhebt, daß er auf die Erben der Unsterblichkeit, auf die, der höchsten Verbesserung fähigen und vielleicht auf einer andern Welt nach weitfortschreiten-

den Graden dazu bestimmten Seelen so herabsehen sollte, daß er sein eignes Nichts darüber vergessen sollte! Fern sey das Hohngelächter, das allezeit Dürftigkeit am Verstande und oft Bosheit des Herzens verräth! Fern auch das unfreundliche Urtheil dessen, der es zu sagen wagte: Quod si cum stercore certo, seu vinco, seu vincor; semper ego maculor.

Warum sollte ich auch die Kräfte und die Zeit, die ich auf die Widerlegung meiner Verleumder wenden müßte, deren Haß ich nur dadurch anfachen würde, nicht lieber auf die Verbesserung meiner Fehler, wenn die mir angeschuldigten wahr sind, oder auf ihre Vergessenheit, wenn sie nicht wahr sind, wenden, und der Zeit, dem gewissen Richter unsrer Handlungen, und meinen Werken meine Schutzschrift durch ihren Werth überlassen, als meine Eigenliebe durch einen weitläuftigen und Fremde uninteressirenden Wortkram befriedigen und geflissentlich meinen Feinden neue Wege zur Ausbreitung ihres Grolls und ihrer unfreundlichen Begegnungen eröffnen?

Ist es nicht genug, daß ich, so unbedeutend ich bin, ein gleiches Schicksal mit den größten Genies, mit den Eroberern der Welt,

mit den noch grössern Wohlthätern der Menschen mit den Scipionen, Phocions, Themistoclen, mit den Ciceronen, Socraten und Senecas, mit den Confutseen, Hussen und Luthern, mit den Carlen in Spanien und den Henrys in Frankreich trage? Je grösser ihre Vorzüge waren, je mehr ihrer Feinde, je wichtiger ihre Dienste, je grösser war der Undank und die Verfolgung. Die Geschichte aller Zeiten, und aller Völker beweist es, daß Verdienste, Tugenden, und grosse Eigenschaften immer das Opfer des Neides, der Bosheit, der Unwissenheit und des Unglücks waren.

Könnte ich auch mit einem mahle, wie Nero von dem römischen Volke wünschte, alle meine Feinde vernichten, — könnte ich auch einem so grausamen Gedanken in meinem Herzen Platz geben: so würde mich doch der traurige Gedanke, daß aus einem meiner Verfolger einer meiner Freunde hätte werden können, daß ich durch diesen Gedanken schon ihre ganze Feindschaft verdiente, daß ich mir das Vergnügen, sie durch Sanftmuth und Großmuth zu überwinden, versagte, daß ich dem grossen Urbilde aller

Nachahmung nicht ähnlich wäre, der noch am Kreuze bath: Herr, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht was sie thun! mehr quälen, als da ich die zweyte meiner Erbauungen schrieb.

Von den Verbindungen.
An die Weltfreunde.

Nie ist mir der Mißbrauch eines Wortes auffallender und unleidlicher vorgekommen, als wenn der Umgang leichtsinniger Menschen, Spiel- und Tisch-Genossen, mit dem heiligen Namen der Freundschaft beehret wird. Es ist kein Wort in allen Sprachen, das sich weniger zur Sache schickte. Die Freundschaft kennen und ihren Namen ehren, heißt schon ihrer werth seyn. Sie kann nur unter tugendhaften und gefühlvollen Personen eines Geschlechts bestehen.

Ohne Tugend ist keine dauerhafte Verbindung und ohne Gefühl keine Aehnlichkeit der Neigungen, des Geschmacks und der Denkungsart, welche die Freundschaft erfordert, möglich. Sie ist erhabener als die Liebe, worzu die Freundschaft unter zwey Personen verschiedenen Geschlechts allezeit ausartet, denn sie ist uneigennütziger. Statt daß die Liebe nur ihr eignes Vergnügen, nur den Wunsch der Eigenliebe und des Genusses zu befriedigen suchet, hat die Freundschaft nur das Glück des Freundes zur Absicht, und opfert alles, alles, selbst das Leben dem Freunde auf. Statt

daß die Liebe nach dem Genusse bey Sinnlichen, oder doch durch die Zeit bey Denkenden verlöscht, entzündet sich die Flamme der Freundschaft durch die Prüfungen, durch den Genuß, durch die gegenseitigen Mittheilungen; und die Zeit dient nur, den Bund schöner Seelen zu bewähren, und unzertrennlicher zu knüpfen.

Statt daß die platonische Liebe nur eine anständige Einkleidung eines Irrthums ist, hat die Freundschaft keines Umhangs, keiner blendenden Trapperie nöthig, die ihre eigenthümliche Schönheit nur verstellen würde. Statt daß sich die befriedigte Liebe nur mit den Fehlern, den Gebrechen und Schwachheiheiten des geliebten Gegenstandes beschäftigt, bedeckt die Freundschaft alle Unvollkommenheiten, läßt nur das Herz denken und den Verstand fühlen. Sie vergoldet jeden Gegenstand, der mit dem Freunde in einem Verhältnisse stehet, sie entzieht jedem ihrer Dienste die Miene des Dienstes, sie ahmet allen Tugenden des Freundes nach, sie lebt und stirbt nur für den Freund.

Wie entfernt von diesen Zügen der Freundschaft ist der Umgang den man gewöhnlich Freundschaft nennt! Das Bild ist viel zu abgeschmackt, um es

zu mahlen. Man sehe nur die Hof- Spiel- Tisch-, Lust- und Politik-Freundschaften an, um das ächte Gegenbild der wahren tugendhaften Freundschaft zu haben. Die Fürsten haben nur Schmeichler, Bewunderer und Courtisans, die Reichen haben nur Bekanntschaften, die man Liaisons nennt, die Stolzen haben nur Anhänger ihrer Meynungen, oder ihrer Absichten, die Wucherer und Kaufleute haben nur Associirte, die Wollüstigen haben nur Kameraden, Theilnehmer ihrer Vergnügen; die Bösen haben nur Mitschuldige ihrer Verbrechen; die Tugendhaften allein haben Freunde. Mecenas war nur der Schmeichler Augusts, Cetejus nur der Gehülfe des Catilina; Atticus nur war der Freund des Cicero. Eben darum weil die Niederträchtigen fühlen, daß ihnen die Tugend unerreichbar ist, möchten sie sich gern mit ihrem Gewande kleiden; weil ihr Werth aller Augen auf sich ziehet, wollten sie gern ihre Livree tragen. Sie geben ihren Verbindungen den Namen der Freundschaft, und ob sie gleich fühlen, daß sie keine verdienen, so wollten sie doch gern für wichtig und gut genug angesehen werden, um Freunde zu haben. Eher würde sich der Tag mit den Farben der Nacht

kleiden, als Freundschaft in einem lasterhaften Herzen wohnen.

Entweyhet nicht ihren Namen, verunehret nicht ihren Tempel, ihr, deren Herz keine Tugend als euer Gold, keine Freuden als euren Rausch, keine Neigung als zu ausschweifenden Lüsten, keinen Wunsch als den nach Hoheit, keine Liebe als eure unersättliche Eigenliebe kennet! Sättigt eure Leidenschaften, fröhnet den Lastern, suchet euch ähnliche Seelen, ach, es giebt ihrer nur zu viel! aber suchet nie den Redlichen den eure Klugheit zu leicht unter dem Gewande der Tugend verführen könnte, opfert nie die allezeit verborgene und unterdrückte arme Tugend auf, verbindet euch nie mit Beaumarchais, denn das Schädliche eurer Absichten wird auf euch allein zurückfallen.

Wenn das Herz die Tugend, die die Religion und nicht die Philosophie allein lehrt, wenn es die Tugend als sein höchstes Glück schätzt, wenn es sie, so schwer sie auch ist, ungesehn oft und gern ausübt, wenn es sich selbst zu überwinden und alle Verfolgungen, Verleumdungen, Unterdrückungen, alles Unrecht der Menschen zu leiden, zu vergeben, und sie doch zu lieben gelernt hat, wenn es am Wohlthun und Dienste der Menschen, worinnen hauptsächlich der Dienst Gottes

bestrebet, sein größtes Vergnügen findet, wenn es mit Sanftmuth, Demuth, Freundlichkeit, Duldung und Hoffnung den wahren Kennzeichen der Liebe bekleidet ist, — nur denn verdient es einen Freund. Und selten versagt Gott dem sein liebstes Geschenk, selten wird einem Gellert ein Freund fehlen, selten wird der Werth der Tugend verkannt. Allezeit wird sie bewundert, oft geliebt, und allezeit belohnt. Vermag sie diese Welt nicht zu belohnen, denn die Güter der Welt sind selten der Wunsch des Weisen, und nur um andrer willen der Wunsch der Tugendhaften, so ist der Lohn der Gerechten in der Hand Gottes. Kein unedles Herz hat einen Begriff davon. So wenig es den Werth der Freundschaft empfinden kann, so gedankenleer ihm der Name der Tugend ist, so unglaublich ist ihm die Belohnung, die ausser der Spähre der Sinnlichkeit liegt.

O klaget nicht, arme Tugendhafte! ihr habt keinen Freund unter den Reichen, ihr habt auch keinen unter den Armen, — aber ihr habt den zum Freunde, der Armen und Reichen ihr Schicksal austheilt. Weil ihr die Last des Reichthums nicht zu tragen vermochtet, weil ihr den Versuchungen unterlegen haben würdet, nahm Gott die Last von euren Schul-

tern. Weil sie der Freundschaft der Tugendhaften nicht werth waren, gab Gott ihrem eitlen Herzen den Reichthum und ließ ihre Seele leer. Euer Trost ist im Himmel, und der Himmel in eurem Herzen. Durch euer freudenloses Leben verdient ihr die Freuden und die Freundschaft der Seligen.

Die erste Stuffe, der Freundschaft sich zu nähern, ist ohnstreitig die Wohlthätigkeit. Durch sie erwerben wir im Verborgenen Freundschaften, von welchen der Segen unbemerkt wieder auf uns zurückfließt. Sie eröffnet unser Herz dem reinsten Gefühle der Tugend, der Freude welcher keine andre gleicht, dem Entzücken, der Retter eines Lebens, einer unsterblichen Seele gewesen zu seyn; sie adelt unser Herz und erhebt uns über die Menschlichkeit, denn sie macht uns Gott ähnlich. Die Wohlthätigkeit ist der Grund und zugleich der Gipfel der Tugenden, denn durch sie erzeigen wir Christo selber was wir an seinen Gliedern thun.

Niemand ist zu der größten aller Tugenden, zu der himmlischen Wohlthätigkeit unfähig, so arm er auch sey. Nicht der übelangewandte oder sorglosvertheilte Reichthum nutzet am meisten. Nicht die Wohlthaten die der Stolz, die Ruhmsucht, der Aber-

glaube, die Bestechung, der Vortheil oder die Bequemlichkeit und Weichlichkeit ohne Wahl verschwendet, nein, nur die Absicht, das gute Herz, die Tugend vertheilen die Güther, die, so geringe sie scheinen, mehr als jene den Namen wahrer Wohlthaten verdienen. Der Beystand in Gefahren, der Schutz in der Noth, der Rath in Verwirrungen, der Trost in Bekümmernissen, die Warnung im Glück, die Rettung im Unglück, das Beyspiel im Guten, die Belehrung im Zweifel, die Bestrafung im Fehltritt, die Erinnerung, die Aufmunterung, die Zurechtweisung, alles dieß, oder eine dieser Dienstleistungen stehen in jedes, auch des geringsten unter den Menschen, Vermögen, und sie sind oft wichtigere Dienste als die Vertheilung grosser fruchtloser angewandter Summen, die die Trägheit bestärken, die Unthätigkeit aufmuntern, den Undank belohnen, und oft Lasterhafte erhalten. Nur die Wohlthat, die der Verstand geprüft, die Religion gelehrt, das Herz gegeben, und die leidende Tugend erhalten hat, ist wahre Wohlthat.

Diese Quelle aller Tugenden, die Wohlthätigkeit verbindet uns mit allen Menschen, verschwistert uns mit den Nothleidenden, und erweckt uns Freund-

schaften auf Erden und im Himmel. Sie ist das Zeugniß unsres Glaubens, die Thätigkeit der Liebe, und die Aehnlichkeit mit Gott. Ist unser Herz noch verdrossen oder kalt darzu, erwarten wir erst die erniedrigende Bitte des Leidenden, ist unsre Wohlthat nur der Ueberfluß unsrer Verschwendung, o dann ist die Tugend noch in einem unbekannten Lande, die Freundschaft eine Belohnung, die wir nicht verdienen, und die unser Undank selten von Gott erlangt.

Barmherziger Gott! gieb daß ich barmherzig sey wie mein Heiland auch barmherzig war! daß ich bedenke, daß jeder Trunk Wasser, das ich dem letzten deiner Glieder geben werde, dir gegeben sey, daß ich der leidenden Tugend die Hand reiche, und hier den edlen Saamen säe, der im Himmel Erndten tragen wird, daß ich durch Gutes und Tugend, durch Lehren und Beyspiel, durch Hülfe und Rettung, durch Warnung und Erbauung, durch Trost und Freundschaft wieder vor dir, du Vater der Menschen, Barmherzigkeit finde, daß ich in allen Dingen Jesu Christo ähnlich werde durch meinen Wandel!

Nimm, o HErr, das steinerne Herz von mir, und gieb mir ein neues, gehorsames, gutes und fühl-

bares Herz, das seine Brüder wie sich, und dich Gott! über alle Dinge liebe! Laß mich Freundschaft finden bey den Redlichen und darnach von ganzem Herzen trachten, daß ich ihnen ähnlich werde, und mit ihnen den Himmel ererbe. Lenke mein Herz ab von der Liebe der Welt, denn so jemand die Welt lieb hat, in dem ist nicht die Liebe des Vaters! Laß mich keinen meiner Brüder leiden sehen, und mein Herz vor ihm verschliessen, sondern mein Herz voll Liebe über jeden sich ergiessen, der Theil an deinem Erbe hat.

Möchte ich dem Jünger Jesu ähnlich seyn, dem der an seiner Brust lag, und vor allen sein vertrautester Freund war! Möchte ich dir Johannes gleichen, der nur Eine Tugend kannte, nur die Liebe predigte, und in ihr sie alle übte! möchte mein Glaube immer thätig, meine Liebe beständig, meine Tugend aufrichtig seyn, und meine Treue bis in den Tod siegen! möchte ich den Kampf wider meine Leidenschaften, die unaufhörlich die Tugend bestreiten, mit Muth und Stärke kämpfen, so würde ich stärker seyn als der, der Städte gewinnet, und zuletzt die Krone des ewigen Lebens erlangen.

Von der Freyheit der Tugend.

An freye Menschen.

Alle Menschen würden einander gleich seyn, die allgemeine Freyheit würde auf der Welt herrschen, es würde keine Unterdrückung geben, wenn es keine Bedürfnisse gäbe. Jeder Mensch hat das Recht, sich im Grunde seines Herzens allen andern Menschen gleich zu halten. Nicht die Ueberlegenheit an Stärke, an Grösse, an Verstand, an Witz, an Reichthum, nicht die Ungleichheit ist die Ursache unsrer Unterwürfigkeit. Die Bedürfnisse die uns durch die Erziehung zuerst, dann durch die Gewohnheit und zuletzt durch unsre Gedankenlosigkeit unentbehrlich geworden sind, die Bedürfnisse allein sind die Ursachen, daß es auf der Welt nur Unterdrücker und Unterdrückte giebt. Wäre jeder Himmelsstrich gleich fähig, die Menschen zu ernähren, zu kleiden, und zu schützen, so würde weder Gengiskan noch Tamerlan Sclaven gefunden haben. Man würde ihrer Macht bis an die Gränzen der Welt entflohen seyn. In dem nehmlichen Zustande, dessen sich noch alle Thiere auf Erden erfreuen, würden die Menschen so glücklich als sie gewesen seyn. Die

Beherrschung würde noch eine Chimäre seyn, wenn es keine Bedürfnisse gegeben hätte. Worzu die Dienstbarkeit, wenn wir keine Dienste gebrauchet hätten?

Die Bedürfnisse, die uns die Natur versagt, die Erziehung gelehrt und die Gewohnheit unentbehrlich gemacht hat, ist die Ursache der Abhängigkeit, der Herrschsucht und der Sclaverey. So bald wir ihr Joch empfinden, und nicht Stärke der Vernunft genug haben, sie zu verachten und zu entbehren; so ist es unmöglich, daß alle Gesellschaften der Menschen nicht aus zehntausend unterdrückten Unglücklichen gegen Einen Glücklichen, der sie beherrscht, bestehen müssen. Die meisten Menschen sind zu gedankenlos, um ihren Zustand zu fühlen. Die nehmliche Gewohnheit die sie mit so unzähligen Bedürfnissen in dem Schooße der Erziehung überhäuft und des Denkens unfähig gemacht hat, hat ihre Hände zu Maschinen, ihre Arbeit zur Nothwendigkeit und ihre Seele zur Fühllosigkeit gewöhnt. So bald sie gleichwohl die Härte der Unterdrückung und das Elend ihres Maschinenlebens zu sehr fühlen, so entstehen bürgerliche Kriege und Empörungen. Sie müssen nothwendig unglücklich seyn, wie es die römischen

die teutschen, englischen und gallischen Bauernkriege allezeit waren', weil nur die Mächtigen das Geld besitzen, und dieses das Nervensystem in jedem Staate ist. Wenn aber eine Nation die andre bekriegte, so ward allezeit die reichste und die üppigste von der ärmsten und kühnsten überwunden.

Die Gleichheit der Menschen scheint die natürlichste und zugleich die widersprechendste Sache von der Welt zu seyn. Die Natur müßte überall gleich wohlthätig seyn, sie müßte jedem Lande die Bedürfnisse, die Nahrung, die Bequemlichkeit, die gesunde Luft, die Bewohnbarkeit, sie müßte jedem Menschen gleiche Stärke, Grösse, Fähigkeit und Kräfte, jedem gleiche Neigung zur Freyheit und Tugend gegeben haben, sie müßte keine Krankheiten, Gebrechen, Kindheiten und Alter, keine Vorurtheile und Leidenschaften, ja sie müßte uns keine Vernunft gegeben haben, wenn die Gleichheit der Menschen mehr als eine Chimäre seyn sollte.

Nur bey den elendesten Menschen, bey denen weder Religion noch Sitten, weder Künste noch Gesetze sind, ist ihr bedaurenswürdiger Zustand der ursprünglichen Gleichheit der Menschen am ähnlichsten. Die wenigen kleinen Völkerschaften, die ohne Beherr-

schung blos unter dem Schutze der Gesetze leben, haben sich in Inseln oder zwischen Gebürgen vor der Tyranney ihrer Unterdrücker gerettet. Die Holländer, Schweizer, Venetianer, die Engländer einigermasen leben unter der glücklichsten gesellschaftlichen Verfassung. Die Natur hat sie wie die Pholeys verschanzt. Vielleicht aber ist auch dieses Volk wie andre Republiken ihrem Fall, leider, schon zu nahe.

Wenn man von einem Ende der Welt zum andern die nutzbarsten Menschen, die die Erde bauen und alle Stände ernähren, versammlen könnte; so würden alle darinnen übereinstimmen, daß jeder Vater Herr in seinem Hause über seine Kinder seyn sollte, daß die Religion die Menschen um sie zu vereinigen, und nicht um Verfolger oder Schwärmer zu werden, versammlen sollte, daß die Arbeitenden sich nicht der Früchte ihres Schweißes berauben sollten, um den Aberglauben oder die Unthätigkeit zu bereichern, daß die besten Gesetze geben und sie halten, die stärksten sie vertheidigen und alle ihnen folgen sollten. Die Gesetzgebung würde so kurz als vernünftig seyn.

So bald ein Tamerlan die Gesetze geben kann, so werden sie alle willkührlich, alle auf den Schluß

hinaus laufen, daß alle die er unterdrückt hat, oder noch unterdrücken kann, so unglücklich als möglich seyn müssen, um ihn so glücklich als möglich ist, zu machen. Dieß ist gleichwohl die Grundlage aller monarchischen Gesetzgebungen, sie mögen unter welcher Staatsverfassung sie wollen, unter welchem Namen, Vorwand, Landsart, Gebräuchen, Sitten, Religionen, unter welchem Himmelsstrich es sey, verborgen liegen. Das allgemeine Glück von tausend Millionen Menschen ist auf dem ganzen Erdboden dem Privatvortheil einiger Hundert aufgeopfert.

Gleichwohl ist dieses der Wille der Vorsehung. Die Menschen verdienen zu wenig sich selbst zu beherrschen und frey zu seyn, denn sie wollen es nicht, wenn sie es auch könnten. Die Herrschaft, unter welcher sie sich freywillig den Leidenschaften und Vorurtheilen, den Gewohnheiten und allen moralischen Tyrannen unterwerfen, ist unendlich weit grausamer als die politische und physikalische Unterdrükkung, unter welcher die meisten gehorsam ihren unfühlbaren Nacken beugen. Die Bedürfnisse aller Arten sind ihnen zu lieb geworden. Sie opfern ihnen freywillig ihre Kräfte, ihr Vermögen, ihr Leben auf, warum sollten sie ihnen nicht auch ihre Frey-

heit aufopfern? Die meisten wollen nicht frey seyn. Sie wählen sich freywillig einen Saul, sie machen sich abhängig, sclavisch, sie häufen ihre Bedürfnisse, ihre Beschwerden, ihren Mangel und ihr Elend, und sie glauben das Recht zu haben zu klagen.

Der Name des Vaterlands ist allein übrig geblieben, es giebt keine Patrioten mehr, und es ist gut, daß es keine giebt. Ein wahrer Patriot kann seine vaterländische Freyheit nicht anders als durch die Unterdrückung oder den Ruin der Nachbarn erhalten. Cato verlangte allezeit den Ruin von Carthago. Nur der ist Patriot der Welt, der sein Vaterland weder grösser noch kleiner, weder reicher noch ärmer wünschet, und dann ist nur die Welt sein Vaterland.

Wenn also unsre so oft von Philosophen und Unphilosophen beklagte Freyheit, wenn die Gleichheit der Menschen nur der Wunsch der Freundschaft, aber niemals der Stand, den wir erreichen werden, niemals unser Glück seyn kann, warum ergiessen wir denn beständig unsre Klagen gegen die Vorsehung? Wir sind in der That weit weniger unglücklich, als wir es uns zu seyn einbilden. Unsre mora-

lische Freyheit beruhet nur auf der Besserung unsres Herzens, und unsre politische auf der Besserung unsres Verstandes. Ohne Vorurtheile und Leidenschaften würden wir Herren unsres Willens, ohne Bedürfnisse und Gewohnheiten, Herren unsres Lebens seyn.

O Menschen! o Freunde eures Glücks! sollte es denn nicht werth seyn, auch nur, um auf dieser Welt glücklich zu seyn, euch der schrecklichsten aller Tyranneyen, der Geißel der Leidenschaften, der Marter des Lasters, dem Galeerenzwang der Vorurtheile zu entziehen? sollte es nicht die Freyheit, das seligste Geschenk der Natur verdienen, euch dem Joche der Gewohnheiten, der Unterdrückung, der Sinnlichkeit und der marternden Armuth der Bedürfnisse zu entziehen? Stehet nicht der Tempel der Tugend, der Zufluchtsort der Freyheit euch allen, o Freunde, unter jedem Himmel offen? Sollten elende Bedürfnisse euch halten?

Das Bewustseyn unsres Elendes muß uns nicht abhalten, wenigstens uns so glücklich zu machen als wir können, und uns niemals unglücklicher zu achten, als wir in der That sind.

Wenn

Wenn die Zahl der Zugleichlebenden in tausend Millionen Menschen besteht, welches viel ist, so ist die eine Hälfte der Menschen mit Nähen, Stricken, Handarbeiten und Kindern beschäftigt. Fünfhundert Millionen Menschen thun also offenbar kein Uebel, das auf die Welt einen so grossen Einfluß, als Hunger, Pest und Krieg hätte. Von der andern Hälfte sind zwey hundert Millionen in den Jahren der Kindheit und eben so viel im Alter der grossen Uebelthaten unfähig. Wir können also nicht mehr als hundert Millionen rechnen, die grosser Unthaten fähig sind. Von dieser Zahl sind gewiß neunzig Millionen unaufhörlich mit den mühsamsten und beschwerlichsten Arbeiten beschäftigt, um andern mehr als sich, erdichtete mehr als wahre Bedürfnisse zu verschaffen, und diese haben nicht Zeit, viel Schaden zu thun. Wenn man von den übrigen zehn Millionen, die mäßigen, gesellschaftlichen, unthätigen, ruhigen Leute von gutem Ton abrechnet, so bleiben nur wenige politische Köpfe und einige Hunderttausende übrig, die sich der erstern unruhigen Absichten zu befördern, brauchen lassen. Niemals, auch nicht in den unruhigsten Zeiten

hat man eine Million unglücklicher Verwüster zugleich die Welt bekriegen gesehen. Man kann also auf tausend Menschen nur Einen rechnen, und auch von diesen vollbringen nur die wenigsten das Verderben, zu welchem sie bestimmt sind. Wie übertrieben berechnen wir nicht unser Unglück! Wie häufen wir nicht durch ungerechte Klagen unser Elend, das wir durch Entbehrung der meisten unsrer sehr entbehrlichen Bedürfnisse, durch Abschaffung unsrer Vorurtheile, unsrer sclavischen Gewohnheiten oft gänzlich, und meistens zum größten Theil abwälzen und entfernen könnten!

Die ältesten aller und der höchsten Denkmäler, die orpheischen Gesänge, die bey den eleusinischen Geheimnissen in Asien und Europa gebräuchlich waren, empfohlen die Freyheit, die nur die Tugend verschaffen kann. „Betrachte die göttliche Hoheit, erleuchte den Verstand, bessre das Herz, wandle auf der Bahn der Gerechtigkeit: laß den Gott des Himmels und der Erde deinen Augen gegenwärtig seyn: er ist einig und selbstständig: alles erschaffne geht von ihm aus,

er erhält alles, er ist nie gesehen worden und sieht alles. Ihm allein diene und verehre ihn, denn niemand auf Erden ist ihm gleich. Von ihm ist alles.„

Dank der Natur.

Ich war kaum erwacht, als ich einen Brief erhielt. Ich konnte nichts weniger als seinen Inhalt vermuthen. Statt daß ich Vorwürfe der Vergessenheit erwartete, war er voll Versicherungen der aufrichtigsten Freundschaft, voll Erbietungen einer so unverdienten Liebe, daß ich ihn eilig faltete und auf mein Herz legte. Dank! o Dank, dir, der du jeden Morgen mich mit neuer Gnade weckest! Dieß ist ein Ausfluß deiner Güte, die mich aus dem Herzen deines Lieblings beseelt: dieß ist eine Umfangung deiner göttlichen Mittheilung, die meine Augen mit Thränen des kindlichen Dankes erfüllte.

Welche Freude gleichet der, sich von seinem Freunde mit so warmer Zärtlichkeit geliebt zu wissen, ihm so unentbehrlich geworden zu seyn, als uns das Gefühl der Gottheit ist! Freude strömet aus dem Herzen und zittert im Ende jedes Gliedes. Freude leuchtet aus den Augen

und erfüllt die ganze Maschine mit einer Wollust, der keine andre gleichet, als die, sie einer gleichstarkliebenden Seele mitzutheilen. Freude flammet aus dem entbrannten Herzen gen Himmel und danket dem unerschöpflichen Freudenquell, der unser Leben durch tausend unverhoffte Wonne verlängert. Dank und Freude wohnen gewiß im Lande der Unsterblichen.

Gott! deine Wohlthätigkeit ist es, der glückliche Baum, der in jedem Lande der Welt die süsse Frucht der Dankbarkeit trägt. Dich empfindet der Wilde, wenn er dem Aufgange der wohlthätigen Sonne mit seinem bedeutungsvollen O! entgegenzieht, wenn ganze Schaaren den Ausfluß des alleserfreuenden Lichtes mit dreyfachem lauten O! empfangen! Dich ehret jedes Thier, das auf Erden und unter der Erde, in Lüften und in Wassern lebt: dir zittert jedes Laub und Blatt im Wipfel der Bäume seine Empfindung entgegen! Die Dankbarkeit, singen alle Sänger des Waldes in hellen Freudenmelodien dem Himmel!

Dank ist es, den das Herz des Freundes empfindet, wenn er den Erfreuenden an seine Brust drückt, — wenn er seine Seele in der sei-

nigen verliert, — wenn er die größte aller Glückseligkeiten empfindet, wenn er dem Schöpfer der Freundschaft die leise Stimme des Herzens, wie die Blumen ihren Wohlgeruch, opfert. Dank ist es, der das Herz verschönert und erfreuet, erhebet und nährt; Dank allein, was es dem Ewigen darzubringen vermag. Sie nur, die Quelle der Tugenden, Dankbarkeit verlangt der Allgütige von uns, denn nichts als Tugend und Dank können wir dem wiedergeben, der uns alles giebt.

In den Tempeln der Alten selbst, hatte diese himmlische Tugend drey Sinnbilder, unter denen sie verehrt ward. Eine Gottheit schien ihnen zu wenig, um alle Empfindungen, die die Seele verschönern können, gnugsam zu ehren. Dreyfach sollte die Dankbarkeit seyn, dreyfach auch waren die Huldgöttinnen vereinigt. Schön wie die Göttin der Schönheit, schön wie ihre Mutter, war ihr ewiger Frühling mit jedem Reize der Natur verbunden. Hand in Hand giengen die freundlichen Mädchen. Nackend und ungefälscht sollte die Sprache der Dankbarkeit, rein wie das Herz der Unschuld, ewig und frey, wie das Feuer der Vesta, seyn. Jung und unsterblich sollte die

Stimme des Dankes seyn, heilig und keusch wie die vestalischen Mädchen, unzertrennlich sollten, wie sie, Dankbarkeit und Verbindlichkeit, Freude und Wohlthun seyn. Kann eine schönere Allegorie seyn, als wenn die Maler und Dichter die Grazien mit einer sanften unschuldlächelnden Mine, die alle Welt bezaubert und Liebe und Verlangen in jedem Herzen erweckte — wenn sie sie mit allen blühenden Farben der jungen Freude mahlten? So ist die Freude die wir in den Empfindungen der Dankbarkeit äussern, so sollten alle Opfer der Gottheit seyn, immerneu, freudenvoll und schön wie Thalia, Aglaia und Euphrosine, Schwestern und Kinder der Liebe.

Sehet jenes dankbare Geschöpf, das so oft euch undankbare Menschen beschämt, sehet das kleine freundliche Hündchen, wie es den geringen Genuß mit schmeichelnden Liebkosungen verdankt, wie es mit unaufhörlicher Treue seinem Wohlthäter folgt, wie es seinen Herrn mit Gefahr seines Lebens vor allen Anfällen vertheidigen will, wie es um seine Sicherheit wachet und jede seiner Mienen versteht. Jetzt stirbt es und mit den letzten Bewegungen zieht es sich hin zu den

Füssen seines Wohlthäters und leckt mit sterbender Zunge seine tröstende Hand.

O Bilder der schönen Natur! warum schallet eure demosthenische Stärke nicht in jedem Herzen wieder? warum sterbt ihr in dem fühllosen Herzen, das euch sieht und nicht verstehen will? warum erweicht ihr nicht jeden Sohn der Natur, der sein schönstes Erbtheil, euer Gefühl, verlohren zu haben scheint, zu den himmlischen Empfindungen des Dankes? O Natur! von deinem heiligen Altare steigt unaufhörlich das glühende Opfer des Dankes aus jedem lebendigen und leblosen Geschöpf, nur allzuselten von dem schönsten deiner Kinder, vom undankbaren Menschen zum Heiligthum aller Denkenden zum Himmel hinauf.

Keine Betrachtung erfüllt mich mit lebhafterer Dankbarkeit und mit mehr Beruhigung, als wenn ich die allgemein vertheilte Gleichheit in den Summen der Glückseligkeit berechne. So viel dem einen an körperlichen Gaben fehlt, so viel hat ihm die Natur an Geistesfähigkeiten zugelegt. So viel einem andern an Verstandskräften vor andern zum voraus gegeben ist, so viel geht ihm an Glücksgütern ab. So viel einem dritten an

Vorzügen der Geburt, am Range, Erhebung gestattet worden ist, so viel ist ihm an Empfindlichkeit der Seele versagt. Uberall ist Vergütung, Entschädigung, gleiches Erbtheil, gleiches Gute und gleiche Last. Keiner unter allen Sterblichen hat Ursache, über seine Vorzüge eitel, über seine Talente stolz, über seine Erhebung großsprechend zu seyn, keiner auch hat Ursache, über seine Widerwärtigkeiten verzagt, über seinen Mangel bekümmert und über seine Unterdrückung sich elend zu dünken. Ueberall ist die Wage im völligen Gleichgewicht. Man wäge auf beyden Schaalen, so wird sich überall eine gleiche Summe finden Man berechne bey dem

Reichen		Dürftigen	
Güter, 5.	Gefahr 10.	Mangel $\frac{1}{3}$.	Fühllosigkeit
Genuß 3.	Ekel, 7.	Kummer 1.	Hoffnung $11\frac{1}{2}$
Pracht 1.	Neid 3.	Verachtung 3.	
Verlangen $\frac{1}{3}$	Furcht $1\frac{1}{2}$	Elend 5.	Freyheit 10.
$9\frac{1}{3}$	$21\frac{1}{2}$	$9\frac{1}{3}$	$21\frac{1}{2}$

Wenn der Reiche bey seinen Schätzen, Genuß, Pracht und Verlangen zugleich die Fühllo-

ſigkeit gegen Gefahr, Neid, Furcht und Ekel, wenn er auch die überwiegende Hoffnung die den Dürftigen entſchädigt und die Freyheit die er nie erkaufen kann beſäſſe, wenn der Dürftige bey ſeinem Mangel, Kummer, Verachtung und Elend auch die Unruhe, die Furcht, den Neid und Verfolgung, die Gefahren und die Empfindlichkeit des Reichen tragen müßte: ſo würde der erſte allzu glücklich, und der letzte allzu elend ſeyn. Die Summe von beyder Vortheilen und Beſchwerden iſt in der Wage der Natur völlig gleich. Eben ſo wie es mit den Scheingütern, deren Verhältniſſe allezeit im Vergleich mit den wahren, wie 9 zu 21 iſt, beſchaffen, eben ſo iſt es mit der Vertheilung aller andern Gaben der Natur.

Schönheit		Häßlichkeit	
hat	aber	hat	doch
Bewundrung,	Gefahr.	Verachtung.	Sicherheit.
Blendung,	Kurze Dauer.	Abſchen.	Troſt im
Werth der Augen.	Unwerth der Seele.	Unwerth der Augen.	Werthe der Seele.

Eben ſo gerecht iſt die Natur in Vertheilung der Meinungen die ſie jedem Stande zum

Troste oder zum Gefühl seines ihm eignen Vorzugs gemacht hat. Der Soldat sieht Muth und Glück seiner Waffen, als die größten Vorzüge eines edelerzogenen Mannes an, und denkt, daß er vermöge seines Standes, Ehre und Vorzug vom Kaufmann und Fabrikanten verlangen kann. Diese behaupten gegentheils, daß Fleiß und Handel wichtigere Dinge sind, als die Etiquette der Höfe, oder der Ruhm eines Feldzugs. So findet jeder Stand des Lebens seine Beruhigung, denn kein Stand ist an sich selbst verächtlich, so lange die Person die ihn trägt und behaupten kann, ihrem Stande gemäß lebt.

Möchten wir doch aus Dankbarkeit gegen die wohlthätige Natur stets unsere Vortheile recht zu berechnen wissen, stets ihre leichte Last gegen die immer überwiegenden Summen der Vortheile vergleichen, und nur dann die Ungleichheit unsres Dankes, unsres unerkenntlichen Betragens, unsrer wenigen Bemühungen, ihr gemäß, unserm Vortheil gemäß, zu leben, gegen ihre Wohlthaten halten! Ach! wenn wir die Gegenrechnung unsres Verhaltens machen, wie undankbar, wie wenig billig ist unser Verhalten gegen

die Stimmen unsrer Wohlthäter! O Sterne! wie wahr ist deine Rechnung in den kritischen Augenblicken des Lebens!

Wie leicht sind Religion, Vernunft, Gefahr, Gewissen und selbst guter Name, wenn sie gegen Fleisch, Begierden, Vermögen, Gegenstand und Gelegenheit zu stehen kommen! Man setze den Fall des engen Gewissens im vierten Bande der yorickischen Reisen. S. 44. und sehe die

	Grade.		Grade.
Religion	6.	Fleisch	7.
Vernunft	$4\frac{1}{2}$	Begierde	16.
Gefahr	3.	Vermögen	$2\frac{3}{4}$
Gewissen	$-\frac{1}{8}$	Gegenstand	33.
Guter Name	14	Gelegenheit	99.
	$27\frac{5}{8}$.		$157\frac{3}{4}$.

Ach! ach! $130\frac{1}{8}$ welche Billanz!

Vom Genie der Erfinder.

Traurig ist die Aussicht auf den Dunstkreis der Irrthümer, der uns umgiebt. Je grösser die Fähigkeit zur Entdeckung der Wahrheit in uns ist, je mannigfaltiger sind die Abwege, die wir zugleich erblicken. Zu allen Zeiten hat der Begriff eines ewigen allmächtigen Wesens bey allen policierten Völkern obgesiegt und zu allen Zeiten ist der Verstand in Untersuchung des Ursprungs des Guten und Bösen irre gegangen. Die Egypter ehrten das einzige selbstständige Wesen unter dem Namen Knef, aber Osiris war bey ihnen die wohlthätige und Tiphon die schädliche feindselige Gottheit. Die Persen verehrten den Ursprung des Guten unter dem Namen Orosmades, und sie sahen Arimanen als den Quell alles Bösen an. Sie verbanden mit ihm den Begriff, den wir noch vom Teufel haben. Die Gwebern haben noch bey ihnen den ursprünglichen Gottesdienst, den sie nur dem einzigen Gott er-

zeigen. Die Brachmanen verehrten auch nur Einen Gott, und bis auf die Zeiten des Fo, da die Bonzen den Aberglauben und den Götzendienst einführten, hatten die Chineser auch nur ein einziges höchstes Wesen dem sie dienten. Die Griechen und die Römer kannten nur einen Vater der Götter und der Menschen, unter den Namen Zevs und Jupiter. Ueberall aber von der Religion des Zoroasters an, finden wir Orosmaden und Arimanen, Osiris und Tiphon, Jupiter und Pandora beysammen. Die gleiche Idee von dem verschiedenen Ursprunge des Guten und des Bösen, finden wir bey allen Nationen, unter verschiedenen Gestalten, zu allen Zeiten allgemein verbreitet. Die Philosophen und die Poeten haben sie zu allen Zeiten verkleidet, erklären wollen und niemals erklärt. Nur in den Zeiten des Christenthums hat man aufgehört das Unerklärliche aufklären zu wollen, man hat begriffen, daß die Lehren der Vernunft so tief unter den Lehren des Glaubens sind, als das Gute in der Welt über das Böse erhaben ist.

Wenn man den aus unsern Zeiten verbannten Aberglauben in allen seinen Folgen, die er in

dem ganzen Umfange der Weltgeschichte gehabt hat, betrachtet; so konnte gewiß keine schrecklichere Seuche die Menschen plagen. In den Fürsten war er der Zerstörer der Staaten, in dem Volke Aufruhr und schnelles Verderben. Sie die Wuth des Fanatismus war es, die nicht allezeit den Socraten den Giftbecher gab, aber sie hinderte das Wachsthum der Wissenschaften, sie zerstörte alle Keime der Vernunft. Sie verbannte Cartesium, sie vertrieb den philosophischen Wolf, sie brachte Baylen zur Armuth, sie verdammte Copernicum, sie ließ Galiläum seine Wahrheiten abschwören. Sie würde Newton, Locken, Clarken und Leibnitzen in Frankreich verfolgt, in Rom zum Gefängniß und in Lissabon zum Feuer verdammt haben. Die grossen Verbrechen, die die Welt so oft mit Blut und Thränen benetzten, wurden fast alle von eben so Unwissenden als Mächtigen, von Koulikans Zeiten bis auf die Bartholomäusnacht in Paris begangen. Man warf dem Montezuma vor, daß er seine Kriegsgefangnen den Göttern opferte, was würde er aber gesagt haben, wenn er ein spanisches Auto-da-fé gesehen hätte? Sollte wohl der Grund

der Wuth, die so oft die Anitus wider die Socraten aufbrachte, nicht der seyn, daß die Anitus in ihrem Herzen sagen: Socrates verachtet uns?

Der Pöbel sieht eine Veränderung, die von der Religion bewürket wird, als die Folge eines ausserordentlichen Genies an. Gleichwohl waren Luther und Mahomed keine ausserordentlichen Genies. Der erste war nur ein frommer Priester, und der andre ein entschlossener Betrüger. Beyde veränderten auf einmal den Schauplatz der Welt und gaben dem halben Erdkreise eine andre Gestalt. Nicht die Grösse des Genies, sondern der eigenthümliche Charakter führen die Unternehmungen aus, die das Glück befördern will. Die gesunde Vernunft sieht in den Augen eines Bürgers von Genf, so weit als Seian, Ximenes, Buckingham, Richelieu oder Mazarin, aber das Verhältniß, in welchem die letztern standen, die Zeit und die Verbindung, in welchen sie lebten, waren Ursachen, daß die Mazarins und Colberts die höchsten Ehrenstuffen erreichten, und daß die Rousseaus in Verachtung und Armuth fielen. Man zählte vor Mahomeds Zeiten hundert und vier und

zwanzigtausend Propheten in Arabien. Keiner von allen gab der Welt eine andre Religion. Mahomed kam unter günstigen Umständen auf die Welt. Seine Schwärmerey loderte schnell auf. Die Verfolgung verschaffte ihm Anhänger, das Glück und sein Muth triumphirten. Ganz Asien glaubte an den Propheten und seine Religion blieb.

Confucius gab keine Erscheinungen vom Engel Gabriel, keine Offenbarungen vor. Er brauchte statt des Betrugs und des Schwerds bloß die Vernunft. Als Statthalter einer Provinz gab er Gesetze und Sittenlehren, abgesetzt und arm, lehrte er sie noch. Im Glück und Unglück machte er allezeit die Tugend gleich liebenswürdig. Das älteste und klügste Volk der Welt verehrt und schätzt noch seine Lehren. Die Tartaren überfielen das stille philosophische Volk und gaben ihm andere Gesetze. Die Franken, Normannen und Gothen unterwarfen eben so die überwundenen Völker ihrer Religion, und die Turcomannen verfuhren nach dem gleichen Kriegsrechte mit den Ueberwundenen.

Niemals hat die Philosophie schuld an allen Zerrüttungen der Welt. Der Fanatismus gieng in seiner enthusiastischen Hitze allezeit ohne ihre Führung und verheerte, rund um die Welt, ein Land nach dem andern. Niemals haben die Philosophen Religionssecten gemacht. Sie waren allezeit ohne Enthusiasmus. Alle ihre Systeme vom Anfang der Welt bis auf unsre Zeiten, werden niemals so viel Lerm machen als ehemals die Zänkerey der Mönche über die Gestalt ihrer Aermel und Capuze.

Man theile das menschliche Geschlecht in zwanzig Theile. Neunzehn davon sind mit Handarbeiten beschäfftigt, und wissen nicht, daß es jemals einen Locke gab. Von dem zwanzigsten Theile der übrigen, wie wenige sind ihrer die mit Nachdenken, mit Nutzen lesen? Unter diesen giebt es gewiß zwanzig gegen Einen, die lieber Romanen und Erzählungen als philosophische Schriften lesen. Die Zahl der Denkenden ist unendlich klein, und von diesen ist keiner der die Ordnung der Welt stören wollte. Sie sind zu sehr von dem Reize der friedfertigen Musen eingenommen, als daß sie Secten aufbringen könnten. Sie kennen kein an-

dres Vergnügen, als sich mit Clarken und Leibnitzen zu erleuchten, mit Locken und Newton zu belehren, mit Ciceron oder Bossuet zu erheben, mit Virgilen und Tasso'n zu fühlen.

Die größten Erfindungen sind so wie die größten Veränderungen der Welt, nicht durch die größten Genies hervorgebracht worden. Es war vielmehr ein mechanischer Instinct, dem wir die allgemeinbrauchbarsten und unentbehrlichsten Künste zu danken haben, als dem Geist der Philosophie. Die Erfindung des Feuers, die Kunst Brod zu backen, Eisen zu schmelzen, Häuser zu bauen, Wolle zu verarbeiten, sind von ungleichgrösserm Werth als die Erfindung der Buchdruckerkunst und des Magnetgebrauchs. Gleichwohl waren diese Erfindungen schon bey ganz wilden Menschen vorhanden, ehe die Philosophie erfindende Genies gebildet hatte.

Die Triptolemen sind uns gleichgültig, die Phidias haben Ehrensäulen. Nichts weckt unsre Sorglosigkeit gegen das wahrhaftig Grosse von dem Erstaunen, mit welchem wir Kleinigkeiten bewundern. Ueberall waren die ersten Erfinder der Wissenschaften grösser ohne Regeln als ihre Nachahmer

mit Regeln. Immer wurden die Orpheen, die Zoroaster, die Minos, die Confutseen, vergessen und ihre Nachahmer, die jener Volkommenheiten nicht erreichten, verehret. Dennoch verdienten die ersten Gesetzgeber, die ersten Sittenlehrer, die ersten Philosophen und Dichter, einen unvergeßlichern Namen, als die untergegangenen Reiche, in welchen sie lebten.

Wie weit würden sich die Gränzen der Wissenschaften schon ausgebreitet haben, wenn nicht in vorigen Zeiten der Aberglauben und die Schwärmerey, und in unsern Zeiten die Partheysucht und der Unglauben sie gehindert hätten? Die erstern sind glücklich durch die siegende Philosophie überwunden worden, wenn werden aber die letztern uns verlassen? Die geheimen Verträge der Intrigue, der Gift der Verleumdung, der Rost des Neides der sich an alle Verdienste anhängt, der Meuchelmord der Satyre, der auch die größten Genies nicht verschont, entehren in der That eine Classe von Menschen, und setzen sie dem Gelächter des Publikums aus, das sie verehren und von ihnen lernen sollte.

Die Bahn der Gelehrsamkeit, besonders des Genies ist ohnweit gefährlicher als die Bahn des Glücks. Die Mittelmäßigkeit giebt uns Reue auf Zeitlebens. Die Erhebung über andre giebt uns Feinde die uns noch überleben. Wir gehen auf einem Rande, den von beyden Seiten der Abgrund der Verachtung und des Hasses gefährlich machen. Je mehr unsre Jahre und unsre Erkenntniß zunehmen, je mehr bereuen wir geschrieben zu haben. „Es ist beynahe keine meiner Schriften (sagt Hr. v. Voltaire) mit denen ich zufrieden wäre, und von vielen wünschte ich, daß sie nie die Welt gesehen hätte.„ Kein Bekenntniß macht ihm so viel Ehre als dieses.

Welche Stärke würden nicht alle Wissenschaften schon erlangt haben, wenn unter allen Gelehrten der Geist der Freundschaft geherrscht hatte? Statt so vieler tausend Streitschriften, die die Wissenschaften ungewiß, die Kenntnisse untergraben und verworren, und die Gelehrten lächerlich gemacht haben, würden wir vielleicht nicht noch ein so ungeheures Meer ungemachter Entdeckungen, unaufgelöster Räthsel und unerklärter Naturbegebenheiten vor uns haben. Die Freundschaft soll

te die Quellen der Wissenschaften versüßen, aufgraben und leiten. Sie sollte uns alle Hand an Hand führen, sie sollte uns bessern und zurechtweisen, sie sollte uns aufmuntern in Verworrenheiten und Dunkel, sie könnte uns trösten, wenn unsere Versuche fruchtlos wären, und sie könnte uns belohnen, wenn uns die Welt unbelohnt ließe. O, beseligte die Freundschaft alle, die den Umgang der freundlichen Musen und brüderlicher Wissenschaften suchen!

„O divine amitié! felicité parfaite!
Idole d'un coeur juste & passion du sage,
Seul mouvement du coeur ou l'excés soit permis.
Change en bien tous les maux ou le ciel m'a soumis.
Compagne de mes pas dans toutes mes demeures
Dans toutes les saisons & dans toutes les heures;
Sans toi l'homme est tout seul, il peut par ton appui
Multiplier son être & vivre dans autrui.

Ueber die Hoheit der Vernunft.

In einer derer Morgenstunden, die zur Prüfung meiner selbst ausgesetzt sind, dachte ich den Gedanken, der mich so oft beunruhigt, den niemand zu oft und genug durchdenken kann: Womit kann ich doch am meisten Gutes schaffen? wie kann mein Leben am besten zum Nutzen meiner Brüder angewendet werden? wie erfülle ich am würdigsten meinen Beruf? Oft hatte ich schon bey gleicher Betrachtung den Wunsch nach bessern Fähigkeiten, — nach mehrerem moralischen Vermögen, und nach klärerer Erleuchtung gethan. Oft hatte ich mein Gebeth zu dem erhoben, der Gebeth erhöret und den Quell unsrer Wünsche kennet. Die Wege der Weisheit sind heilig und unerforschlich, der Verstand zu eingeschränkt, die Absichten Gottes und der Zweck unsrer Bestimmung verborgen, die Austheilung der Fähigkeiten ist allein den ewigen und allein guten Aussichten des allgemeinen Besten angemessen. Es sey also nicht meine Un-

vollkommenheit und Kurzsichtigkeit der Gegenstand meiner Klagen. Nur der, dessen Güte mich in diese niedre Sphäre versetzte, und dessen Weisheit meinen Standort unter allen möglichen für den besten hielt, dessen Gerechtigkeit nicht mehr von mir fordern wird, als ich nach dem Maaß der empfangenen Kräfte, mit Treue und Eifer thun kann, dessen Erbarmung wird auch den Wunsch Gutes zu thun von seiner heiligen Höhe erhören.

Unser Jahrhundert hat seine Kenntnisse über alle vorhergehende erhoben. Der Geist der Prüfung, der Einsicht, der Beurtheilung scheint unsern Zeiten vorbehalten, und die Stärke des Individualvermögens mit dem allgemeinem Geiste unsers Jahrhunderts angewachsen zu seyn. Aber welche eine traurige Fähigkeit ist die unsrige, die mit eben den Kräften die nur der Wahrheit, der Religion, den guten Sitten und den nützlichen Wissenschaften heilig seyn sollte, den Grund aller unsrer heiligen Gesetze untergräbt, und das Ansehn der Offenbarung vernichtet? Die Grundsätze des allerersten Gesetzes, welches der Urheber der Natur in die Herzen aller Menschen gelegt hat, die Grundsätze der Ehre, der Gerechtigkeit, der Tugend, der An-

ständigkeit, sind durch eben die Hände umgeworfen worden, deren Stärke der Ordnung und dem Frieden der menschlichen Gesellschaft so nöthig gewesen wäre. Eben dieser Geist unsres erleuchteten Jahrhunderts, der diese unseligen Misgeburten hätte ersticken sollen, hat den überschwemmenden Verderben der verwüstenden Lehrgebäude, die sich bey allen Nationen ausgebreitet haben, alle Canäle der Irrthümer eröffnet. O, daß doch die stolze und zugleich schwache Vernunft nicht auf den Punct ihrer Reife stehen bleiben, und alles was sich am meisten der Vollkommenheit nähert, durch unser angebohrnes klägliches Verderben in die demüthigendste Unvollkommenheit verwandeln muß!

Wir hatten glücklich einige alte Irrthümer reformirt, mußte sich aber die Vernunft, der Wahrheit selbst den Proceß zu machen, anmaßen? Sollen wir also künftig keine Religion mehr haben, weil es keinen Aberglauben mehr giebt, keine Grundsätze, weil man keine Vorurtheile leidet? Sollen wir keine Tugend mehr haben, weil wir die Heucheley verbannen, keinen Heldenmuth, weil es keine Ehre giebt? Sollen also unsre Enkel künftig weder Gottesdienst, noch Sitten, noch einen Gott haben? O Frankreich! mußtest du darum die glücklichsten Genies bilden, um

der Welt die unglücklichsten Irrthümer unter dem blendenden Pomp der Beredsamkeit aufzudringen?

Mag doch die gefährliche Höhe, die so leicht vom Schwindel erstiegen, und von allen Wirbelwinden der rasenden Weisheit (insanientis sapientiae) bestrichen wird, mag sie doch immer von mir unerstiegen bleiben. Wenn dort die Grenzen der Weisheit und Thorheit so leicht überschritten werden können, wenn der höchste Grad der Fähigkeiten wieder in den Cirkel der höchsten Unvollkommenheit zurückführt, o so dank ich der Natur, die mir diese so oft gescheiterte Fähigkeit versagte: so sey niemals mein Wunsch, jene schwindelnde Höhe zu erreichen, die sich in dem luftleeren Raume stolzer Ideen verwirrt und das schwache Auge des Unschuldigen auf immer verblendet.

So ist es, mit aller menschlichen Hoheit; so ist es mit den ewigen Trophäen des Ruhms. Ihr Könige, die ihr in dem Staube der Abteyen St. Denys und Westmünster ruhet, denen euer Jahrhundert den Namen der Großen gab, und die ihr wiederum euren Namen eurem Jahrhunderte liehet, wie kommen euch itzt alle die Trophäen vor, alle die Denkmäler, die man zu eurem Ruhme errichtete?

Wachet auf, — die ihr unter der Erde lieget, (Jes. 26, 19.) und saget, was sind die stolzen Inschriften, die an euren Statuen gefesselten Nationen, alle die kostbaren Gebäude, worinne eure Majestät noch zu wohnen scheint? Ach, der Glanz des Nachruhms, der laute Beyfall der Nationen überstimmt vielleicht nicht eure Vorwürfe. Vielleicht büsset ihr dort für alle die Eigenschaften, und für die herrlichen Thaten, die wir an euch bewundern. Vielleicht sehet ihr mit wehmüthigen Thränen zurück auf den ungeachteten verborgenen Weisen, den keine Trophäen reizten, auf den im Leben vergessenen und nun über euch erhöheten Wahrheits- und Tugendfreund, der sich euch nie näherte, der allein dem grossen Zweck einer unsterblichen Seele gemäs lebte, nehmlich der Liebe zur wahren Ehre und wahren Unsterblichkeit. O Schwachheit! o Nichtigkeit der Macht und Majestät der Könige! Zittert, ihr Könige der Erden für den schrecklichen Gott, der den Fürsten das Leben nimmt, vor dem Gott, welcher den Königen auf Erden schrecklich ist! (Ps. 76, 12. 13.)

So verschwindet alles was groß und herrlich war auf Erden. So ist alle menschliche Hoheit und Ruhm, alle Weisheit und Kräfte der Raub ei-

nes Tages, und ihre Herrlichkeit wird ihnen nicht nachfahren. (Ps. 49, 16.) So vergeht ein Reich und ein Geschlecht nach dem andern, und was hat der Mensch für Frucht von aller seiner Mühe und Arbeit, womit er sich plagt unter der Sonne? (Pred. 17, 14.) Die Guten und Weisen, die Stillen auf Erden treten unbemerkt von dem Theater der Welt ab, während daß glückliche Bösewichte und die Geißeln der Nationen im Leben bewundert, und nach dem Tode beynahe göttlich verehret werden. So wenig ist der Ruhm der Welt werth!

Die Wohlthäter des menschlichen Geschlechts sind ohne Mausoläen entschlafen. Nur die Tyrannen oder die es nicht verdienten, haben Pyramiden und Monumente für Jahrtausende erhalten. Nur die unvergeßlichen Werke ewiger Platonen werden noch die langvergessenen Mausoläen derer Regenten ihrer Zeit, und ihre Ruinen überleben. Nur die, die die Menschen mit dem wohlthätigen Lichte der Wahrheiten erleuchteten, die die Seelen mit den schönen Lehren der Tugend besserten, nur ihr unverlöschlicher Pharus wird noch in das graue Reich der Zukunft hinüberleuchten, wenn längst Nacht und glückliche Vergessenheit die Pest der Menschen auf ewig

verdecken wird. Noch wird der heilige und geliebte Name eines Gellerts, eines Cramers, eines Jerusalems in dem Munde unsrer Enkel erschallen, und ihre süsse Stimme in ihrem Herzen wohnen, wenn längst die traurige Fackel eines Voltaire, eines Rousseau, eines Mirabeau, eines H. . . die die Welt in Brand zu bringen droheten, und Flammen und Asche über den ganzen Erdkreis streuten, verloschen seyn wird. Noch wird die Wahrheit ihre Kränze der Ewigkeit emporhalten, wenn der blendende Irrthum und alle Nebensonnen in ihr ursprüngliches Nichts verschwunden, und alle leuchtende Meteore von der allesbesiegenden Nacht der Zukunft verlöscht seyn werden. Glücklich unsre Zeiten, wären sie nie gewesen!

Die wahre Hoheit der Vernunft beruhet in der Unterwerfung vor den unendlichhöhern Aufschlüssen der Offenbarung, die über alles Hohe auf Erden, so weit der Himmel von der Erde, erhaben ist. O HErr! laß deine heilsame Furcht in mir den Anfang der wahren Weisheit, der Erkenntniß des allein wahren und hohen, der allein schönen und glücklichen, des erhabenen und seligen Glaubens, des Lichtes der Vernunft, das hinüber über die engen Schran-

ken dieses irrthumsvollen Erdballs, in die Gefilde der Ewigkeit leuchtet, der anfangenden Vollkommenheit, zu welcher wir uns dort entwickeln sollen, laß deine Furcht die Hoheit meines Herzens und meiner Vernunft seyn.

Selig sind die Armen am Geiste, denn das Himmelreich ist ihr! Aber die Kinder dieser Welt, die klüger sind als die Erben der Seligkeit, verachten alles, was sich der Herrschaft ihrer stolzen und allgnugsamen Vernunft entzieht. Sie fordern die Offenbarungen Gottes, so wie die Gesetze der Natur, deren sie einige entdeckt haben, sie fordern die Unbegreiflichkeit Gottes, die sie nur anbeten, und von welcher sie demuthsvoll erkennen sollten, daß sie höher ist, denn aller Vernunft, vor den Richterstuhl ihrer vermessenen und verblendeten Weisheit. Fern sey von mir die Bahn der Irrlichter, der Weg der Ungläubigen, und der Sitz der Spötter! Meine Seele komme nicht in ihren Rath, und in ihr Gericht!

Ist des Guten das ich schaffen kann, wenig, reichen meine Kräfte nur zu schwachen Bemühungen, nur zu entfernten Bestrebungen, der unerreichbaren Vollkommenheit, so nahe als möglich zu kommen, o so wird der Gott, der in den Schwachen mächtig

ist, auch das Bestreben, auch die entfernte Bemühung mit gnädigen Augen ansehen, und vielleicht bey einigen — (wollte seine Güte bey vielen!) die Rührung des Herzens, die Erhebung der Gedanken, die Ableitung vom Uebel, die Erbauung, die allein mein Zweck ist, die Frucht zur Seligkeit würken, die besser ist als alle Weisheit der Welt, vielleicht eines meiner Blätter zu den Zweck gelangen lassen, den ich so herzlich wünsche!

Sollte ich die Erbauung einer einzigen Seele, sollte ich nur ein schnelles Auflodern der kleinsten Flamme der Frömmigkeit, sollte ich die himmlischen Regungen der Religion und Menschenliebe nur einmal in dem Herzen, das zu guten Trieben fühlbar ist, angezündet haben, — o so sollte mich das Bewußtseyn meiner sehnlichgewünschten Absicht, die Empfindung der reinsten und seligsten Freude, das lautere Vergnügen, das mich in jener Welt umarmen wird, mehr erfreuen, als der Ruhm der Demosthenen und Ciceronen, mehr als die stolzen und ewigen Monumente der Horaze, (quae nec poterit tempus nec edax abolere vetustas,) mehr als der Triumph überwundener Nationen. —

Nicht auf den fühllosen stolzen Marmor, der hart wie das Herz der Tyrannen ist, die er bedeckt, nicht auf den vergoldten Denkmälern der Geisseln der Welt, nein auf dem unbesuchten Grabhügel meines Yoricks, auf den weitumschatteten Kirchhof meines Youngs, über den prahllosen Leichensteinen des Kempis, Doddridge, und des redlichen Gellerts, weine mein Auge die stille Thräne der Tugend, und mein Herz bilde sich nach dem ihrigen, wie mein Verstand durch sie gelehrt und unterrichtet ward!

Ihr, deren Herz der Tugend schlug,
Und groß wie sie, der Gottheit Bildniß trug;
Hoch über eurem Staube lebt
Der Nachruhm der gen Himmel schwebt,
Und heilig wie ein Tempel ist,
Das stille Grab das euch umschließt.

Aussicht über die Natur.

Wenn irgend etwas die Bewunderung des aufmerksamen Naturforschers verdient, so ist es die nahe Verwandschaft der äussersten Grade des moralischen und physikalischen Guten und Bösen, die beynahe unmerkliche Verschmelzung der entgegenstehendsten Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten in der Natur. Da wo die Reife der Talente den höchsten Gipfel erreicht zu haben scheint, da wo die Weisheit aufzuhören scheint, gränzt unmittelbar die äusserste Thorheit. Ueberall findet sich die größte Fähigkeit mit dem letzten Unvermögen, der Witz mit der Thorheit, die bewundernswürdigste Schönheit auf der einen Seite mit der verabscheuungswürdigsten Häßlichkeit auf der andern gepaart. Die höchste Wollust gehet zuletzt in einen krampfartigen Schmerz über, und in der höchsten Betrübniß findet die Natur wieder einen wollustvollen Balsam.

Da wo die Natur in allem Pomp ihrer Majestät erscheint, ist Schrecken ihre Gefährte, wo sie auf einer Seite alles erhabne vereinigt hat, ist überall die Gegenseite mit der traurigsten Mangelhaftig-

keit bezeichnet. Ist irgend eine Scene der Natur reizvoller, prächtiger und lachender als die Gegenden, die den Gürtel des sicilischen Aetna umschliessen, und kann irgend eine schrecklichere gedacht werden, als die Ausbrüche des Höllenschlundes, die der rauchende Aetna mit allem was die Einbildungskraft schauervolles denken kann, aufstellet? Sind nicht da, wo die hesperischen Gärten über den so oft in Wüsten verwandelten Boden der Lava noch zu blühen scheinen, die Aufenthalte der schädlichsten Thiere der Scorpionen und Taranteln? Haben in unsern Tagen die glücklichen mexicanischen Gegenden, über die sonst die Natur ihr ganzes Füllhorn ausgeschüttet hatte, nicht die furchtbarste Zerstörung erlitten, und arbeitete die Natur, in allem ihren Reichthume nicht selbst an ihrem Untergange?

Eben so gemein es ist, in dem schönsten Körper eine ausgewachsene und ungestalte, eine dumme gedankenlose oft boshafte Seele anzutreffen, eben so oft hat die Natur in dem lächerlichen Etui eines Scarron, in dem unglücklichen Milton, in dem armen blinden und bettelnden Homer, die lichtvolleste Seele, die Hoheit der menschlichen Würde verborgen. In ihren der Ewigkeit geweiheten Schriften ist überall

das Bild der Natur. Ueberall contrastirt der Witz, die Erhabenheit, die Gelehrsamkeit, die Originalität mit dem Aberwitz und Lächerlichen, mit dem Kriechenden, und mit den ausschweifendsten Gedanken.

Die Schrift nennt uns den König Salomon als den weisesten aller Menschen, als den glücklichsten und klügsten Regenten, und er selbst sagt, daß er der allernärrischte sey, in dem so gar oft der Menschenverstand fehlte. Seine Handlungen beweisen überall, daß er der weiseste und klügste, der gelehrteste und größte aller Könige, und zuletzt der thörichtste und abergläubigste, der ausschweifendste aller Sonderlinge war. Eben der Newton, der die bewundernswürdigsten Wahrheiten erfand, dem seine Nation, die Grabschrift setzte: Gott sprach: Es werde Licht! und es ward Isaac Newton. Eben der Newton fand in der Offenbarung Johannis das, was ihn noch dem Gelächter Voltairens Preis giebt. Man gehe die Gelehrtengeschichte durch, und man wird überall je nach den höhern Graden der Fähigkeiten grössere Anlagen von Thorheiten antreffen.

Wie unzählige Beweise dieser allernahesten Verwandschaft der Weisheit und Thorheit geben die Annalen der Welt bey allen Völkern zu allen Zeiten nur

wenig belesenen Beobachtern? Die Chineser, das größte, am ersten policierteste, das klügste, erfindsamste Volk, ist zugleich das abergläubigste, boshafteste, geizigste und im Ceremoniel lächerlichste Volk auf Erden. Die Engländer haben eben so viel Vorzüge an Tiefsinn und Gelehrsamkeit, als sie im höhern Grade ausschweifend und toll sind. Die Tugend ist bey ihnen in so hohem Grade möglich, als die Lasterhaftigkeit würklich ist.

Da wo die Natur sich unverstellt wie bey den Engländern zeigt, ist sie nie gefährlich. Nur bey denen Nationen, wo die Aufrichtigkeit kein Nationalcharakter, sondern ein angenommener ist, scheint sich die Verwandschaft der Weisheit und Thorheit, des Guten und Bösen zu verlieren. Die angenommene Ernsthaftigkeit eines gewissen Volkes ist unendlich schädlicher als die unverstellte Gemüthsart, die niemand als sich durch ihre sorglose Frölichkeit schädlich ist, da jene durch ihre heuchlerische Miene in einem Jahre mehr redliche und arglose Leute um Gut und Geld bringt, als offenbare Betrüger in sieben thun könnten. Dieses geheimnißvolle Bestreben des Körpers, die Unvollkommenheiten des Gemüths zu verstecken, dieser herrschende ernsthafte betrügliche Cha-

rakter unsrer Zeit scheint einigermasen die Aehnlichkeit, die die Natur in allen ihren Werken offenbaret, aufzuheben. Im Grunde aber liegt noch wie vormals bey dem glänzendsten Anschein die traurigste Unvollkommenheit im Herzen.

Diese Beobachtung, die eines der unerklärbarsten Phänomene der Natur ist, erstreckt sich durch alle Reiche der Natur, durch alles was unsre Vernunft ihrer Einsicht unterwerfen kann. Wenn ein Reich auf den Gipfel einer Grösse gestiegen ist, so ist es seinem Fall allezeit am nächsten. Wenn das Glück sich für einen seiner Lieblinge erschöpft zu haben scheint, so ist sein jäher Fall am gefährlichsten. Wenn ein Reicher das Ziel seiner Wünsche beynahe erreicht zu haben glaubt, so fällt der Vorhang, und seine Hoffnung verliert sich in Nichts. Alles bis in den verborgensten Schoos der Natur ist eitel, und endigt in Nichts.

Auch ich war ehemals ein Liebling des Glücks. Für mich war kein Wunsch unerreichbar, kein Traum der Phantasie unmöglich. Alles was Natur und Imagination zu dem glänzenden Phantom des Glücks vereinigen konnten, setzte mein Herz auf jenen schwankenden Thron des menschlichen Glücksrades. Schnell

drehte sich die rollende Maschine und mein vermeintes Elysium ward — zum Schatten. Einmal ist sie vorbey die goldne Kugel Fortunens — und sie wird nie ihren Rückweg finden. Sie ist auf immer verschwunden, und nun mag sie andern lachen, nur mich soll sie nie wieder täuschen.

Dazumal als ich viel Freunde hätte haben können, hatte ich keinen, den ich mit diesem Namen hätte nennen mögen, jetzo nur, da die Parasiten von ihrer Lockspeise gewichen sind, kann ich sagen, daß ich einen habe, der des Namens werth ist. Was mir das untreue Glück auf einer Seite entzog, ersetzt mir die treue Freundschaft auf der andern. O der liebenswürdige Ersatz, wie viel mehr ist er werth, als alles was mir keinen Freund geben konnte! Das glücklichste Naturell vereinigt in meinem Freunde alles, was das Leben angenehm machen kann. Er glänzt in keiner Art, und ist in jedem Lichte liebenswürdig, wie die Tugend, die ihn schuf.

Es ist wahres Vergnügen, sein Bild in jede Scene des Lebens zu stellen. Seine sanfte Mäßigkeit wird von seiner Begierde nach grossen Dingen, auch nicht vom mindesten Ehrgeiz geplagt. Gern unbekannt beschäftigt sich sein arbeitsvolles Leben mit ungese-

henen Wohlthaten. Sanftmüthig ist jede seiner Mienen; Freundlichkeit beseelt alle seine Handlungen, seine Augen sind voll Unschuld, und sein Herz ohne alles Falsch. Eingezogen zu Hause, aufgeräumt in Gesellschaften, ohne glänzen zu wollen, nie zur Unzeit witzig, nie prahlend, nie aus Eigensinn widersprechend, zurückhaltend ohne blöde zu seyn. Seine Meynungen, so verschieden sie von der Modedenkungsart sind, sind nur seinem Freunde bekannt. Sie reisen durch Nachdenken, und schränken sich mit billiger Sittsamkeit nach bessern Urtheilen ein. Er mischet sich weder unter die Herren noch unter die Diener, er enthält sich alles was zu Vertraulichkeiten führen kann, und achtet seine Freyheit höher als alles, was er von Menschen erlangen kann. Er ist vorsichtig und freundlich, höflich und dienstfertig gegen jedermann, handelt nach seinem Appetit und affectirt weder geistreich noch tugendhaft zu seyn. Seine Handlungen sind so überlegt als entschlossen, seine Zuverlässigkeit ist allezeit die Folge des gesunden Verstandes, der vom guten Herzen geführt wird. Es herrscht in seinen Gedanken eben die Ordnung, die man in seinen Reden, im Umgange, in Kleidung, und in seiner Wohnung gewahr wird. Er

ist sich in allen Fällen des Lebens ähnlich, übersieht geschwind den Zusammenhang, ergreift auf der Stelle die beste Wahl, und wenn er fehlt, so verbessert er den Fehler auf der Stelle. Ohne Verdruß, ohne Sorgen, ohne Schulden und ohne Krankheit ist sein Leben ein Fluß, der am Gestade der Freundschaft durch Blumen und Schatten über Steine und Dornen mit shandischer Gutmüthigkeit in den ewigen Ocean der seligen Zukunft hinüberströmt.

O möchte mein Leben dem Deinen gleichen! so weit von Hoheit als Niedrigkeit, von Reichthum als von Armuth, von allen Graden der gränzenden Linien entfernt! möchte ich nie von dir, Freund meines Lebens, getrennt, so tugendhaft, so gut, so glücklich seyn, als Du! möchtest du ohne den Wechsel des untreuen Glücks aus diesem Leben in das schönere vereint im Leben und im Tode mit mir hinüber gehn!

Ueber die Erhöhung der Seele.

Da ich der vorhergehenden Betrachtung weiter nachdachte, schien es mir, daß der Erhöhung unsrer Seele so viel Hindernisse im Wege stünden, daß sie nur allein durch die Bestimmung der Ewigkeit gehoben werden könnten. Wenn wir nur allein die Hindernisse von Seiten unsers Körpers, seine Trägheit, seine Ermattung, seine Krankheiten, Gebrechen und Unvollkommenheiten, — die Eingeschränktheit und Stumpfheit unsrer Sinne, — die Erziehungsarten und die daraus folgende Sclaverey, in der sich unser Verstand durch die Verbindung mit andern Menschen, und durch die Anmaßung andrer unsern Verstand nach ihrem Unverstande zu modeln immer befindet; — wenn wir die unabsehbare Menge von Vorurtheilen, Irrthümern, schlechten Methoden und Büchern, deren Belehrungen oft verfinstern oder verwirren, statt zu belehren und zu erhellen, — wenn wir die Leidenschaften, diese Tyrannen unsrer Vernunft, die wilde Imagination, die Mutter der Leidenschaften, diese Tausendkünstlerin in allen Irrthümern — wenn wir

die in allen Betrachtungen unbeschreibliche Unvollkommenheit und Willkührlichkeit der Sprachen, mit deren Erlernung der schönste Theil unsrer Jugend von den bessern Erkenntnissen abgehalten, abgeschreckt und gepeinigt wird — wenn wir den fatalen Standpunct unsres Geistes zu den Gegenständen — u. s. w. erwägen, so sind alle diese Quellen der Irrthümer als so viel Zeugungsarten der Wolken anzusehen, die unsern Verstand umziehn, und an den möglichen Grad seiner Erhöhung verhindern.

Nur aus einigen Beyspielen können wir urtheilen, zu welcher Erhöhung unsre Seele fähig ist, wenn keine von den erwähnten Hindernissen im Wege stünden. Scaliger konnte in wenigen Wochen Bücher in fremden Sprachen vollkommen inne behalten und hersagen. Picus Mirandolanus konnte 2000 vorgelesene Namen wiederholen, Magliabechius ganze verlohren gegangene Bücher dictiren. Sarpius und Pascal vergassen nichts von dem, was sie wußten. Einige, die Herr von Haller in der Physiologie anführt, konnten sich ganze Bücher von vornen bis hinten, ja von hinten zurück, folglich eine Reihe willkührlicher Bilder und Töne, auf welche Weise sie wollten, unvergeßlich machen. Die Exempel des

Johann Wallis die Wolf in seiner Metaphysik, und des Crichtons, die D. Mackenzie in seinen Lives of the scots writers anführt, sind noch erstaunlicher. Der blinde Saunderson war öffentlicher Lehrer der Mathematik. Muß also nicht die Seele eine kleine Welt seyn, die mit andern Sinnen als die wir kennen, Begriffe empfangen kann? (S. Leibnizens Oeuvres posthumes, desgl. Lamberts Organon.)

Das Exempel, das Bonnet im Essai analitique sur l' ame anführt, zeigt das Gehirn als ein Theater, worauf die Maschinen, die die Auftritte vollziehen, entstehen und vergehen, ohne daß die Sinnen oder äuserliche Gegenstände darauf würkten. Die lebhaften Träume selbst überzeugen uns, daß die verneuerten Bewegungen der Fibern unsers Gehirns so stark, wie die ersten, von würklich daseyenden Gegenständen bewürkten, werden können. Cardan sahe so gar wachend, was er zu sehen verlangte, doch so, daß die Bilder vor den Augen auf und nieder giengen. Die Würklichkeit der angegebenen Hypothese existirte also schon. (S. Hallers Elementa Physiologiæ T. V.)

Und ist es wohl zu leugnen, daß einige Seelen ein Vorhersehungsvermögen unmittelbar oder symbolisch besitzen? Es giebt einige, die sogar im Delirio nicht allein den Ausgang ihrer Krankheit durch sehr deutliche Bilder bestimmen, sondern auch die Zeit ihres Todes und die innerliche Beschaffenheit ihres Körpers auf das genaueste anzugeben wissen. (S. D. Unzers Sammlung kleiner Schriften zur speculativen Philosophie. Imgl. die Breßlauischen Sammlungen) Das Beyspiel, welches Kant in Königsberg vom Emanuel Schwedenborg erzählt, welcher gewiß kein schwacher Kopf war, und unzählige andere beweisen, daß es überhaupt in der menschlichen Seele ein gewisses Vorhersehungsvermögen gebe, welches sich bereits jetzo unter gewissen Umständen bis auf einen gewissen Grad entwickeln und bisweilen hervorblitzen kann.

Die Erhöhung unsrer Geisteskräfte, bis auf einen uns unbegreiflichen Grad, ist aus den vorerwähnten Beyspielen als ein Wunder, das uns einigermaßen auf unsre künftige Entwickelung führen kann, dargethan. „Alle unsre Begriffe, sagt Mendelsohn, sind wie die Saamenkörner der Gewächse, die, so schlecht sie aussehen, dennoch voll innerer

Tugenden sind, und Wälder von Schönheit in ihrem Schooße verbergen. — Jeder gemeine sinnliche Eindruck trägt in seinem Schooße ein unermeßliches Meer von ewigen Wahrheiten, die nur ein allsehendes Auge ganz umfassen kann.„

Wenn wir nun im zukünftigen Leben, ausser der unendlich geschärftern Verfeinerung unsrer Sinnen, nach Leibnizens Vermuthung (in seinen Oeuvres philosophiques) neuere Erkenntnisse und neue Beobachtungsmittel, die nicht unmittelbar in dem Bau unsrer Natur gegründet sind, erfinden, wie werden die steigenden Kräfte der Lamberts und Halleys, den vorhandenen Weltkörpern, die Newtons den Lichtstrahlen, die Hallers und Bonnets den Organisationen, die Börhavens und Zimmermanns den verklärten Körpern, und die Montesqvieus und Mablys, den Gesellschaften ihre Schicksale und Zufälligkeiten immer einige tausend Jahre vorher bestimmen können!

Es ist gewiß, daß denn die Erhöhung unsrer Seelenkräfte, daß unser Vergnügen, unsre Erkenntnißwonne unaussprechlich seyn wird, wenn alles vor uns Ordnung, Wahrheit, Harmonie seyn wird, wenn wir keinen Augenblick stille stehen, sondern

unaufhörlich von einer Klarheit zur andern fortgehen werden. So wird auch unser moralisches Vermögen nach dem Maas, nach welchem wir uns auf Erden es zu erweitern bemühet haben, in den Stuffen der Seligkeit, in den Fähigkeiten Gutes zu empfinden, zu wollen und zu wirken, bestimmt werden. Wie freue ich mich auf die schöne Arbeit unsers Lavaters, auf sein Gedicht von den Seligkeiten des zukünftigen Lebens!

Wem sollte die schöne Stelle aus seinem 17ten Briefe nicht mit den seligen Empfindungen schwellen, in deren Gefühl er sagt: Wo soll ich meine Blicke zuerst hinwerfen, um mir aus der zahllosen Schaar der Verklärten, der Heiligen und Hausgenossen Gottes — aus so vielen Millionen unschuldiger Kinder, in deren Angesicht die Einfalt und Erhabenheit Christi unaussprechlich lächelte — um mir aus so unzähligen Verklärten, die ich alle dort treffen werde, von deren jeder mich als seinen Bruder ansehen wird, eine unüberschaubare Gesellschaft, die gleichsam nur ein Zug aus dem grossen Gemählde der himmlischen Gesellschaft ist, — auszusuchen? O ich erliege unter den allzuentzückenden und gewissen Hoffnungen der Seligen.

O ihr hohen, Gottesvollen, auf Erden schon himmlischen Seelen, Mitstreiter und Mitsiegende! Mitgekrönte! Wenn ich einst gewürdigt werde in euren Lichtkreis zu treten, Euch von Angesicht zu Angesicht zu sehen, Euch zu hören, Euch zu verstehen, Euch mit allen verfeinerten und neuen Sinnen unsres Christusähnlichen Körpers zu geniessen, und die ewige Liebe in Euch und durch Euch, für das ganze Reich Gottes und auch für mich — und durch mich, auch für meine Brüder und Freunde würksam zu sehen und zu erfahren; wenn ich für eure tausendfache Sprache Sinnen genug haben, und ihren, Welten- und Aeonen umfassenden Sinn mit einmal zu übersehen im Stande seyn werde; wenn ich Eure Schicksale, Eure Leiden, und Eure Tugenden, Eure Kämpfe und Siege, Eure Uebungen und die Folgen derselben, alle die unerschöpflichen ewigen, sich mit jedem Augenblick unendlicherweiternden Vollkommenheiten Eurer Gottähnlichen Natur, gleichsam in einen Blick fassen, und Euch von dem erstem Augenblick Eures kaum merkbaren Daseyns bis auf Eure Vollendung zu übersehen, zu durchschauen und zu geniessen, heilig und vervollkommnet genug seyn werde; — und

wenn auch ich Euch um der in mir wohnenden Gottheit willen, und weil auch in meinen Adern himmlisches Blut, das Blut des Sohnes Gottes fließt; wenn auch ich Euch wichtig genug seyn werde, daß Ihr mir Eure Achtung und Liebe nicht versagen könnt; wenn auch meine Seele in die Eurige übergeht, auch sie euch von Vollkommenheit zu Vollkommenheit mit forttragen hilft, auch ich Euch so unentbehrlich, so wesentlich bin, wie ein Glied Eures eignen unmittelbaren Körpers — wenn Eure Freude die meinige, die meinige Euer ist; wenn wir uns alle vor unserm, unserm gemeinschaftlichen Vater — unserm Vater im erhabensten Vaterlande — wie Geschwister umarmen; einander wie uns selber erkennen und geniessen; wenn wir einander immer nahe, immer genießbar seyn können; wenn unsre Unterredungen, oder vielmehr unsre wesentlichen Mittheilungen ununterbrochen, und nie durch die geringste Besorgniß einer Störung oder Trennung bewölkt oder zerrüttet werden; — wenn die allerwesentlichste Vollkommenheit, das Leben aller Leben — Gott — die Liebe, die höchstweise, allmächtige, gränzenlose Liebe, in jedem auf die vollkommenste, in jedem auf eine

andre Weise wohnen, jeden erfüllen, aus jedem, wie das Licht aus der Sonne durch unabsehliche Reihen von Welten und Weltenbewohnern ausstrahlen wird, — Freunde! o Freunde! wo will ich denn Worte, Begriffe, Bilder hernehmen, — die Freuden einer solchen Gesellschaft und Freundschaft auch nur in einem wankenden Umriß abzuschatten! — welche Gedanken, Empfindungen, Entwürfe, Berathschlagungen, Ausführungen, welche Erhebungen unsrer ganzen Natur, welche Erweiterungen unsres Wesens, welche neue Meere von Leben, von Himmel, von Gottes-Freuden, von Unaussprechlichkeiten müssen da mit jedem, jedem Augenblick erzeugt werden! — auf welche neue mannigfaltige, unnennbare Weise werden wir da die Gottheit in Freunden und Geschwistern erkennen, empfinden, geniessen und ihr näher kommen! welche Heere von Freuden, welche unabsehliche Reihen von Vortheilen für uns und die Vervollkommung unsrer Natur erwarten uns in der Zukunft, wo uns Millionen neue Bekanntschaften mit den reinsten vollkommensten liebenswürdigsten Wesen erwarten. Menschen-Freude, Engel-Freude, Leben-

Freude, wie wirst du dich in jener Welt erweitern und vervollkommen!

O Zukunft, die ich vor mir sehe!
O Lust, der ich entgegen gehe!
O tiefer Freuden-Ocean!
Fließt, Welten, weg gleich Augenblicken,
Unendlich stets bleibt mein Entzücken,
Weil ich nicht mehr vergehen kann!
Ich seh die Reiche mancher Erden
Entstehn und blühn und nicht mehr seyn,
Und andre, was sie waren, werden,
Und was sie worden, nicht mehr seyn.
O unausdenkliche Gedanken!
Die Seele schweigt und bethet an.

Theorie der Freundschaft.

Aus der allgemeinen Erfahrung, wie wenige die Kunst, einen Freund zu finden, und wie seltner sie die wichtigere Kunst, einen Freund zu erhalten, verstehen, lässet sich leicht schliessen, wie wenig sie überhaupt den gepriesenen Werth — der Freundschaft kennen. Und gleichwohl ist unter allen Weltgüthern keines, das mit dem Werthe eines wahren Freundes in Vergleichung kommen könnte. Unter den Schriften des Socrates finden sich einige allgemeine Anmerkungen, die wenigstens darzu dienen, diejenigen, welche zur Freundschaft unfähig sind, ausschlußweise kennen zu lernen. Man fliehe, sagt er, alle solche Leute, die der Schwelgerey, der Trunkenheit, der Unzucht, dem Schlaf und der Trägheit ergeben sind, denn es ist unmöglich, daß jemand, der gegen sich selbst keine Pflichten beobachtet, der unter der Herrschaft der Laster stehet, beßre Pflichten gegen seinen Freund beobachten werde, als gegen sich selbst. Man hüte sich für Verschwendern, die niemals Einnahme genug haben können, folglich immer den Vorschuß ihrer

Freunde nöthig haben, und wenn sie ihn erhalten haben, nicht wieder bezahlen können, und böse werden, wenn es ihnen abgeschlagen wird. Noch weniger wage man es mit der Freundschaft eigennütziger Leute, die immer lieber nehmen als geben, und aus Habsucht für keine andre Geschäfte, als für die, welche Geld einbringen, Zeit haben. Nur der ist fähig ein wahrer Freund zu seyn, der von allen solchen Lastern frey, treu in Versprechungen, redlich in Ausrichtung der aufgetragenen Geschäfte, verschwiegen bey anvertrauten Geheimnissen, Gefälligkeiten anzunehmen und zu erwiedern geneigt, tugendhaft, zärtlich und edel ist. So war die Freundschaft, die die Schüler des Socrates, den Phädon, Simmias und Echecrates verband. Die Offenherzigkeit muß nie mit der Geschwätzigkeit oder weibischen Art, sein Herz auszuschütten, vermenget werden, die allezeit gefährlich ist. Die angenehme Vertraulichkeit, die nur bey den solidesten und bewährtesten Freundschaften statt findet, muß nie in die Dreistigkeit ausarten, die sich, nach allen Geheimnissen zu fragen für erlaubt hält, die den Wohlstand für überflüßig und alles unter Freunden erlaubt zu seyn glaubt. Die Delicatesse ist eben jene

wahre charakteristische Miene der edlern Freundschaft, die edle Seelen verbindet, die sich der englische Dichter Pomfret wünscht, um sein Leben reicher an Vergnügen und sein Vergnügen feiner, edler und reiner zu machen.

Freunde von guter Erziehung und übereinstimmenden Neigungen, frey vom Hange zur Wollust, von Rachgier, Menschenhaß und Mißgunst, Feinde der Bosheit, der Verläumdung, des Geizes, des Hochmuths, des Stolzes und aller Staatsabsichten, vom niedrigen Betragen so gut, als vom überflüßigen Gepränge frey, so gut mit Menschen als mit Büchern bekannt, verständig, standhaft, edelmüthig, witzig, lebhaft mit Vorsicht, und lustig ohne Leichtsinn, im Unterscheiden schnell, und richtig im Urtheilen; allezeit verschwiegen und getreu ihrer Zusage; in ihrem Raisonnement bescheiden, gelassen und richtig, gefällig mit Heiterkeit, gesetzt und wacker ohne zu prahlen, munter in scherzhaften Gesprächen, und in wichtigen ernsthaft, in Vertheidigung entgegengesetzter Meynungen standhaft aber nicht eigensinnig, immer aufgelegt, die Wahrheit aus Gründen zu untersuchen, und nur das Uebergewicht die letztere entscheiden zu lassen: dieß ist das

wahre Gemählde des Charakters, der zur Freundschaft erfordert wird, ohne welche sie nie bestehen kann, und welcher allein das wahre Glück des Lebens ausmacht.

So war Socrates der weiseste und tugendhafteste Athenienser, der Freund aller Edlen seiner Zeit, der Lehrer des Phädon, Simmias, Echecrates, Aristippus und Plato beschaffen. Er lehrte den Menschen, seines Adels eingedenk, seine Glückseligkeit nicht in flüchtige Güter zu setzen, sondern in die Stärke und Gesundheit der Seele, in die Weisheit und Tugend. Das Gute, das Wahre, das Schöne, das Vollkommne erkennen und umfassen, das schlimme meiden, dieses war nach ihm die wahre Bestimmung des Menschen. Dieses sah er für die größte Bedürfniß desselben an, und für die reicheste Quelle einer wahren und unvergänglichen Wollust. Nach ihm war nur der Rechschaffene glückselig, die Tugend allein ein wahrer Vortheil und die Trennung des sittlich Guten von dem Nützlichen ein abscheulicher Irrthum. Unaufhörlich mit diesen grossen Betrachtungen beschäftigt, wurde er das vortrefflichste Muster und der erhabenste Lehrer aller Tugenden. Wie durch das edelste, unsträflich-

ste und einfältigste Leben, so that er sich auch vor allen andern Philosophen, durch die vortrefflichste Lehrart hervor. Mit dem durchdringendsten Scharfsinn wußte er den Quellen der Irrthümer und der Vorurtheile nachzuspüren. Mit der feinsten Kunst wußte er das Betrügliche darinnen aufzudecken, mit der bewundernswürdigsten Geschicklichkeit wußte er Licht und Feuer in die Seelen zu giessen, und dieselben mit der Liebe der Tugend und der Wahrheit zu entflammen. Durch diese grossen Fähigkeiten beschämte er den Stolz der Sophisten: durch dieselben bildete er die größten Schüler, die jemals ein Weltweiser gezogen hat, die Aeschines und Xenophons, die Aristippen und Eukliden, die Platonen und Alcibiaden, die Simmias und Phädons, Namen, denen wir die schätzbarsten Denkmäler, die unsterblichen Werke des Alterthums zu verdanken haben. Sie gaben noch mehr durch den schönen Bund der Grazien und Musen durch ihre Freundschaft der Welt die glücklichsten Beyspiele als vortrefliche Lehren.

Der wahre Freund ist das wichtigste Geschenk der Vorsehung. Es kann nicht verdient, bloß als ein Gnadenwerk angesehen werden. Es folgt aber

gemeiniglich auf die fortgesetzte Bemühung im Guten, auf die unbedingte und treueste Ausübung der Tugend. Der wahre Freund füllt überall die Lükken und Mängel in dem Zustande seines Freundes aus. Bedarf jemand Unterstützung, so ist sein Freund schon bereit, ihm die Hand zu reichen; ist er in einer Verlegenheit, die ihn beunruhigt, so hilft ihm sein Freund, entweder mit Geld oder durch seine Kräfte, bald durch guten Rath, bald durch liebreiche Nöthigung. Die Freundschaft erhöhet das Vergnügen und erleichtert die Last des Unglücks, sie bewirkt alles das, was der Frennd selbst nicht zu Stande bringen kann. Sie ist das größte Beförderungsmittel der Tugend, sie eifert, das Gute des Freundes nachzuahmen, das Mangelhafte zu bessern und zu entschuldigen, gemeinschaftlich an dem Wachsthum im Guten, im Wahren, im Schönen zu arbeiten, die Wissenschaften zu erweitern, den Witz zu schärfen, die Erkenntnisse zu erhöhn, das Herz zu rühren, und den Geschmack zu verfeinern, so wie die Sinne zu schärfen.

Soll also so vielfacher und grosser Nutzen aus Einer Quelle entspringen, so folgt nothwendig, daß, wenn wir uns einen Freund socratischer Art

zu verdienen würdig genug fühlen, wir ihn so auswählen müssen, daß er völlig unsres Alters, Geschlechts und Standes sey; denn älter oder jünger als wir, sind seine Triebe nie den unsern gleich, sein Geschmack nie dem unsern angemessen, sein Vergnügen so wie seine Denkungsart der unsrigen zu unähnlich. Vom andern Geschlechte ist der Name Freundschaft zu wenig. Für einen noch süssern aber gefährlichern Bund von anderm Stande als der unsrige, ist selten eine Freundschaft so wie sie gleiche Lebensart und Theilnehmung, und nie wie sie die Stunde der gleichen Vertraulichkeit fordert. Es folgt, daß wir einen Freund von gleicher Erziehung als die unsrige, suchen müssen, denn die einmal angenommenen Biegungen unsrer Seele in den Jahren, wo sie sich zu allen Formen anschmiegt, läßt sich beynahe nie durch nachherige Bemühungen ausbeugen; die Gesinnungen sind von den ersten Erkenntnissen bestimmt worden, und brechen oft die zärtlichsten Freundschaften eher, als daß sie sich nach dem verschiedenen Charakter des Freundes biegen liessen: Es folgt, daß wir einen Freund von gleicher Tugendliebe wählen müssen; denn, ist sein Trieb weniger rechtschaffen als der unsrige, so ist es wahrscheinlicher, daß un-

ser Charakter durch den seinigen leiden, als daß der seinige durch den unsrigen verbessert werden wird; der Vortheil von seiner Seite ist geringer, als die Gefahr gegenseitig grösser ist; das Bestreben nach Tugend und Vollkommenheit, kann schwerlich ohne mehrere Vollkommenheit von Seiten unsrer Freunde erreicht werden: Es folgt, daß unser Freund von gleichem zarten und edlen Gefühl seyn muß; denn so unmöglich es ist, daß Freundschaft ohne Tugend dauren kann, so unmöglich ist es, daß sie ohne gleiche Zärtlichkeit des Herzens gefunden werden kann. Der redlichste Mann kann bey aller seiner Tugendliebe unempfindlich seyn, und bey diesem Hindernisse wird sein Herz nie von gleichen zärtlichen Mittheilungen, von der Sympathie schöner Seelen erwärmt werden, die nur gefühlt werden muß. Alle diese Bedingungen, gleiches Alters, Geschlechts, Standes, Erziehung, Denkungsart, Tugendliebe und Zärtlichkeit sind zu einer wahren dauerhaften Freundschaft eben so nothwendig als es die Freundschaft zu unserm Glücke ist. Nichts, so schwer es auch ist, darf dem Tugendhaften unmöglich scheinen. Nichts von allen moralischen Gütern, die wir unbedingt von dem Höchsten erbitten

dürfen, darf unsrer Hoffnung entstehen. Ist unsre Tugendliebe aufrichtig, treu und bewährt, unser Gebeth anhaltend und zuversichtlich, so wird uns die Freundschaftssonne bald oder später mit ihrem himmlischen Lichte erfreuen, und in jenen Wohnungen des Friedens und ewiger Freunde den Werth eines tugendhaften Lebens, sollte es auch ohne einen Freund verschwunden seyn, mit Engelsumarmungen lohnen.

Vom Einsamen.

Der Kanzler Bacon sagt: wer sein Vergnügen in der Einsamkeit findet, muß entweder ein Gott oder ein wildes Thier seyn. Dieser Gedanke verdienet eine Zergliederung; denn, wenn er von der einen Seite eine falsche Idee zeigt, so hat er auf der andern gewiß viel Wahrheit. Es ist unleugbar, daß die größten Genies aller Zeiten die Einsamkeit als den Freyplatz vom Zwange der Sinne angesehen haben, in welchem allein die Seele diejenige Energie der Gedanken erhält, welche sie über die Vorurtheile der Welt und ihre abgetragenen Alltagsgesinnungen wegschreiten läßt.

Die Vortheile der Einsamkeit für den Verstand sind so einleuchtend, daß ohne sie nie ein Genie zur Reife gekommen ist, und diejenige Höhe erreicht hat, die ihn über die Mittelmäßigkeit emporgetragen hat. Daher kömmt es, daß Philosophen, Redner, Dichter, Helden und Heilige, die ihre Kenntnisse ausdehnen und ihren Geist seinen angebohrnen Trieben gemäß erheben wollten, die Einsamkeit suchten

und liebten. Daher kömmt es, daß sich, wie der vortreffliche Johnson sagt, kaum ein Schriftsteller findet, der die Vortheile eines einsamen Aufenthalts nicht anpreise, der sich und seine Leser mit den Melodien der Vögel, mit dem sanften Wehen der Gebüsche und der einnehmenden Musik kleiner Wasserbäche nicht unterhalte; daß kein Geist jemals gewesen sey, der durch den weiten Umfang seiner Fähigkeiten oder die Grösse seiner Thaten erhaben war, von dem wir nicht einige Denkmäler einsamer Weisheit und stiller Würde besitzen. Daher kömmt es, daß Carl der fünfte seine gränzenlose Projecte in das demüthige Kloster des heil. Justus vergrub, daß Christin den Thron verlies, daß Alexander den Diogenes in seiner Tonne beneidete. Daher hatte das schattenreiche Tusculum mehr Reiz für den ehrsüchtigen Cicero, und das Landleben am quellenreichen Tiber mehr Entzücken für den wollüstigen Horaz als die Ergötzungen des ersten Hofes der Welt.

Wir würden ohne diese, durch das Beyspiel aller Nationen, erwiesenen Vortheile der Einsamkeit, weder eine Iliade nach eine Aeneide haben. Schon die Entziehung aus dem gewöhnlichen Wirbel der Menschen zeigt einen, über die Alltagsmenschen er-

habenen Geist. Unser tiefdenkender Zimmermann hat gezeigt, daß sowohl Philosophen, Christen und Unglückliche, als Schwachköpfe, Schwärmer, Menschenfeinde, und Heuchler, aus Ruhmbegierde, Stolz, Modesucht, überspannten Begriffen, Begierde seine Sünden zu büssen, oder neue ungestraft zu begehen, eben sowohl, als aus körperlichen Ursachen, die im Clima, in den Krankheiten und im Unterleibe liegen, die Einsamkeit suchen können.

So sind alle Anhänger des Fo, der ganz Indien mit seinen Lügen erfüllete, die Pendets oder Lehrer in Indostan, die Talapoinen von Siam, die Lamas der Tartaren, die Bonzen und Faquirs von China und Japan, die Derwischen in Aegypten, die Brachmanen oder Gymnosophisten der Indier, mehr durch die austrocknende Hitze des brennenden Clima, durch Müßiggang, Erziehung, Hypochondrie, als durch Liebe zur Wahrheit und Tugend, zur Einsamkeit geneigt. Temperament, Clima und Regierungsform sind in der Verbindung der Hipochondrie und der Nervenkrankheiten die Ursachen, daß Asien und Africa mit einsamen Müßiggängern erfüllet ist. Von Herodotus Zeiten an, entzogen sich die ältesten Einsamen den Annehmlichkeiten des

gesellschaftlichen Lebens. Seit diesen Zeiten liessen die Essener, die in der Abgeschiedenheit und beständiger Betrachtung lebten und in den ägyptischen Wüsten schmachteten, die Therapevten die ihre Weiber, Kinder und Güter verliessen, um in abgesonderten Cellen zu leben, die Asceten, Cenobiten, Anachoreten, deren keiner den Mund öffnen durfte, und sich selbst entmanneten, alle Arten coptischer Enthusiasten keinen Zweifel, daß Luft und Temperament, Trägheit und Krankheit, die Einsamkeit allen diesen Schwärmern empfahl. Noch zu unsern Zeiten sieht man auf dem Wege von Meaco nach Jedo einen Berg, der mit dreytausend Tempeln bebauet ist; und in Meaco selbst finden sich nach Kempfer und Charlevoix, den zahlreichen Hof des geistlichen Oberhauptes von Japan ungerechnet, nur allein zwey und funfzig tausend, hundert und neun und sechzig Pfaffen. Die Anzahl der Klöster soll nur darum in Japan so ganz übermäßig seyn, weil die Mönche, die man Jamabos nennt, so wie die Sautons in Indien das Recht haben, sich unter dem Deckmantel der Einsamkeit alle Arten von schändlichen Vergnügungen zu machen.

In Rücksicht auf alle diese schwärmerischen Einsamen, die in Aegypten, Syrien, Palästina, Mesopotamien, Pontus, Cappadocien und Armenien wohnen, hat der Gedanke des Bacons eine unleugbare Wahrheit, wenn er sagt: Quicunque solitudine delectatur, aut fera aut Deus est: Sermon. fidel. Oper. T. VI. Wenn er aber von allen philosophischen Einsamen in der Allgemeinheit seines Begriffs behauptet, daß der Trieb nach Ruhe und Wißbegierde kein menschlicher Trieb sey, so ist sein Gedanke, so glänzend er ist, unstreitig falsch. Eben so widersprechend sind einander Pascals und Sternes Meynungen über die Ruhe der Einsamkeit. Pascal nennt den Trieb nach Rühe ein Ueberbleibsel der ursprünglichen Erhabenheit des Menschen; er glaubt, unser wahres Glück bestehe in Ruhe. Sterne hingegen sagt: so viel Ruhe, so viel Tod, so viel Activität, so viel Leben. Am Ende seines Lebens aber glaube ich, daß er mit Pascals Gedanken ziemlich übereinstimmete, und daß ihm nur in einem Anfall Rousseauischer Paradoxen der Trieb nach Ruhe und Einsamkeit (welchem wir gleichwohl das schönste Werk des Genies, das Buch voll Weisheit und Thorheit zu danken haben) verhaßt schien.

Er war gewiß, so wie Montagne sein Vorgänger, nie einsamer, als wenn er in den größten und zahlreichsten Gesellschaften war.

Die wahre Einsamkeit des Freunds der Wahrheit und Tugend, der Umgang mit sich selbst, ist in der volkreichsten Stadt eben so möglich als in den Wüsten Lybiens, in den holen Bäumen der iapanischen Jamabos und Santonen, und in dem Kloster de la Trappe. Das Mißvergnügen und der Ekel vor der Welt, und die angebohrne Begierde, seinen Geist und sein Herz immer mehr zur Erkenntniß und zum Gefühl des Guten und Wahren zu erheben, sind die Ursachen der philosophischen Entfernung und derjenigen glücklichen Einsamkeit, welche weder unter der thierischen Wildheit versinkt, noch sich bis zur Gottähnlichen Vollkommenheit erhebt.

Die Unabhängigkeit, die die Sittenlehre dem Philosophen verschafft, ist nur in der Einsamkeit möglich. Die entzückende Begierde, den Beyfall der Freundschaft des aufgeklärten und besten Theils der Menschen zu verdienen, reißt jeden Feuerkopf in die Einsamkeit. Sie besucht ihn in dem Getümmel des Tages, wie bey der stillen Mitternacht. Sie entflammt ihn zu jeder schweren Unternehmung. —

Aber noch erhabnere Bewegungsgründe ziehen den Christen zur Einsamkeit. Er verleugnet in der Blüthe seiner Jahre freywillig das, was er auf dem Sterbebette verleugnen muß. Er setzt sich in die Unabhängigkeit von dem Irdischen, nach welcher jedes schöne Herz im Kloster strebt. Er erfüllet alle grosse Pflichten der Menschheit im Verborgnen. Er entzieht seine Seele den Reizungen der Sinne. Er wird, wie Hieronymus der Kirchenlehrer, ein Mann von ausserordentlicher Beredsamkeit, mächtig mit der Feder, und von so erhabnem Geiste, daß er seinen Glanz weit umher aus dem Dunkeln wirft. So waren die Druiden im alten Britannien, Gallien und Germanien. Sie verliessen die Städte, wenn sie von ihren Amtsgeschäften frey waren, und schlugen ihre Cellen in den Wäldern auf. Sie waren zugleich die Priester, die Magistratspersonen, die Aerzte und die Philosophen dieser Völker.

Wenn von einer Seite die Vortheile der Einsamkeit sichtbar sind, die den Ciceronen ihre Tusculane, den Popen ihre Twidams, und den Voltairen ihre Fanags erwarb, und ihre Namen in den Tempel der Unsterblichkeit aufstellte; wenn die ruhi-

gen Stunden der Einsamkeit voll leuchtender Vortheile sind, so sind sie nicht weniger mit Gefahren und Uebeln umringt. Wie leicht geht die Entziehung von der Welt in stolze Verachtung über? Wie gern leben wir unserm eigennützigen Vergnügen allein, und vergessen die Pflichten der Geselligkeit? Wie leicht verhärtet sich das Herz in der Entfernung aller menschenfreundlichen und mitleidigen Gefühle? Selbst die physicalischen Uebel entspringen aus dieser Quelle in unzähligen Schaaren. Alle Krankheiten der Gelehrten, die in dem Unterleibe ihren Sitz haben; alle Nervenkrankheiten, die in so viel Nebenästen Convulsionairs, Enthusiasten, Träumer, Propheten, Besessene und Zuchthaustolle erzeugen, haben ihren Ursprung der, aus der Einsamkeit erzeugten, Ruhe zu danken. Die Entvölkerung, die Fruchtlosigkeit, die Untragbarkeit, der Müßiggang, die Armuth, die Schwachheit der Nationen entspringen alle aus der klösterlichen Unthätigkeit und dem so leicht überhandnehmenden Hange nach Ruhe und Einsamkeit.

Nein, die Welt sollte keine Einsamkeit seyn. Das Vergnügen der Menschen quillt aus dem Umgange unserer Mitgeschöpfe. In dem Ausdruck un-

ſrer Empfindungen, in der Mittheilung unſrer Begriffe, in der beſtändigen Abwechslung derſelben mit den Begriffen und Empfindungen unſrer Freunde, liegt eine Seligkeit, die auch der hartnäckigſte Einſame fühlet. Die Philoſophie führte mich zur Entfernung von Menſchen, aber auch ſie, und die Freundſchaft führten mich wieder zurück. Ich konnte den Büſchen meine Klagen nicht bringen, und dem Abendwinde meine Freuden nicht erzählen: meine Seele ſehnte ſich nach einer verſchwiſterten Seele, mein Herz ſchlug für ein ähnlichdenkendes Herz. Alle Reizungen der vorigen Welt, alle Denkmäler der Weiſen aus den Monumenten der Griechen und Römer ſind nichts gegen die Philoſophie aus einem ſchönen Munde, gegen den Seelenfeſſelnden Blick freundſchaftlicher Sympathie. Himmel und Erde verſchwinden bey der, die wir lieben. Fern von der Welt und ohne Rückſicht auf die Menſchen wären alle unſere Kenntniſſe, unſre Einfälle und Gedanken uns geſchmacklos, unſre Fehler blieben unentdeckt, unſre Laſter ungeahndet, unſre Freuden ſelbſt wären unfühlbar, wenn ihnen Freundſchaft nicht Leben und Werth gäbe.

Ueber die Lectüre.

An Hrn. v. L....

So viel man auch zu unsern Zeiten liest, so schwer ist es gleichwohl, den Geschmack zu befriedigen. Der Boden Germaniens ist wieder wie ehemals zu einem ungeheuren Walde geworden. Man muß sich im litterarischen Felde durch unzählige wilde Aufschößlinge durchhauen, ehe man an Eine von denen, der Zukunft entgegenwachsenden Bardeneichen gelangt. Von allen Seiten sind sie so umwachsen, daß in dem ganzen weiten Waldreviere kaum seltene bequeme Plätze zu ihrem Aufkommen dienen, und auch diese bald verwildern und verwachsen.

Je weiter sich die Wissenschaften ausgebreitet haben, je wichtigere Entdeckungen die Genies in allen Fächern gemacht haben, je weniger bleibt den Nachkommen übrig, je geringer ist der Ueberrest, in welchem sich mit Erfolg arbeiten liesse. Man ist wieder genöthigt, um die Gestalt der Neuheit zu

haben, in den ältesten Archiven der Wissenschaften, in den Ennischen Resten die Perlen herauszusuchen. Man erborgt von den Ausländern, was man von eigner Originalität nicht erwarten darf. Die Nachahmung und die Kunst zu borgen hat sich seit dem Verfall des Credits bey den Autoren in Theorien verwandelt.

Was man sonst nur in vollständigen Systemen fand, ist jetzo in Wörterbüchern und Encyclopädien aufgelöst. Was ehemals nur die gründlichen Gelehrten beschäftigte, ist in modischen Wochen- oder Monatsschriften zur Bibliothek der Damen geworden. Was sonst nur den Kennern der Weltgeschichte bekannt war, wird jetzt in tausenderley Gestalten aufs Theater geführt. Alles, bis auf die Alterthümer, die Streitschriften, die Kritiken und die Auflösung der abstraktesten Fragen ist jetzo im deutschen Gewande, in den Händen unsrer Frauenzimmer. Es ist alles bloß und entdeckt vor ihren Augen.

Nichts ist leichter heutiges Tages, als Autor zu seyn, aber nichts ist zu irgend einer Zeit schwerer als zur unsrigen gewesen, ein guter Autor zu seyn. Die Wissenschaft, die jetzo allgemein ist,

war sonst nur der Antheil weniger Cathedergelehrten. Der Vortrag, der ehemals für gründlich, ausgesucht und blühend gehalten wurde, würde jetzo schal und unausstehlich seyn. Was ehemals Beyfall gefunden hätte, wird jetzo das Opfer der unbarmherzigsten Kritik. Ein Buch, das vor hundert Jahren seinen Verleger reich gemacht hätte, geht jetzt in Maculatur und Vergessenheit augenblicklich über.

Der größte Theil der Leser oder Leserinnen — denn ich glaube daß es ein Problem ist, welche Gattung am zahlreichsten ist — der größte lesende Theil des Publicums will unterhalten seyn. Die Unterhaltung wird aber um desto seltner, je mehr und je besser sie schon befriedigt worden ist. Ohne Gelehrsamkeit ist es unmöglich, eine anhaltende Unterhaltung zu verschaffen, gleichwohl will man nicht unterrichtet, sondern nur belustigt seyn. Zu dieser Verschmelzung der Gelehrsamkeit und der naiven Manier, der Kunst und der Natur, der Empfindung und des Ausdrucks, der allgemeinen und der besondern Absichten, gehört eine in der That nicht mäßige Kenntniß.

Wenn die Kritik fortfährt, strenge und unpartheylich zu seyn, die unnützen Auswüchse, die schlechten Nachahmungen, den falschen Witz, die Masken der Gelehrsamkeit — kurz alle Dornsträucher, die den Wachsthum der guten Litteratur hindern, niederzuhauen, — wenn die Buchhändler nicht jedem aufstehenden Autorchen ihre Hebammendienste anbieten, wenn sie durch Erfahrungen mit Papier und Pressen wirthschaftlicher werden, — wenn das unbezahlte Pfuschen zuletzt aufhören muß, so ist zu hoffen, daß der drohenden Wildniß noch gesteuert werden und die Gelehrtenrepublik ein eignes Nationalansehn gewinnen möchte.

Sollte man denn nicht zuletzt müde werden, einige Romane zu lesen, die einander so ähnlich sehen, als ein Wassertropfen dem andern? Kann irgend eine unbedeutendere Beschäftigung gefunden werden, als diese, dem wilden Herumschweifen der Imagination ohne Absicht zu folgen? Wenn man Richardsons und Fieldings, Voltairens und Dorats, Sternens und Göthens Romane gelesen hat, sollte man sich nicht an ihrem Nutzen sowohl, als an der Unmöglichkeit, sie zu übertreffen, gnügen lassen? Sollte man nicht die Zeit, die man an fade Copien

dieser grossen Muster wendet, lieber auf interessantere Lecturen, auf Unterricht verwenden?

So wenig man in der Folge moralischen Nuzzen von ganzen romantischen Bibliotheken bemerkt, so wenig Vergnügen hat auch eine so einförmige Lecture in der Länge bey sich. Ich habe einige tausend Bände Romane, und darunter einige, wie die Roußeauischen und d'Arnauds oder Marmontels Werke sehr oft gelesen. Die Sättigung dieses nutzlosen Zeitvertreibs, die zulezt in Ekel übergieng, brachte mich davon ab; und ich glaube, daß es jedem Leser zulezt so gehn muß, und daß sein Geschmack, jemehr er durch solidere Schriften gewinnt, desto mehr auch von den unbedeutenden Romanlectüren abstehen muß.

Wenn man dagegen das Vergnügen erwägt, daß man durch den practischen Nutzen gründlicher Schriften erhält, so kömmt es mit dem vorigen, das Romane in den rauschenden Jahren der herrschenden Einbildungskraft zu gewähren scheinen, in gar keinen Vergleich. Ist das historische Fach einmal unsre Hauptneigung, was für treffliche pragmatische Werke haben wir nicht von Plutarchs Zeiten bis zu den unsrigen? Wir glauben in der rö-

mischen Geschichte noch immer im Lande der Romane fortzuirren, nur daß wir von Rollin oder einem seiner Nachfolger unendlich mehr practischen Nutzen als von der Fiction haben.

Die Biographien sind meines Erachtens am geschicktesten, die allzueifrigen Anhänger der Romanlecture zu heilen, und sie auf einen fruchtbaren Boden zurückzuführen. Die dramatischen Werke, die am nächsten an das Land der Romane gränzen, weil sie ihren Stoff meistens aus der Fiction herholen, und ihn nur mit der Geschichte zu vermischen suchen, sollten billig die Neugier des Lesers erwecken, einen Spaziergang in die Gelehrtengeschichte zu thun; und wie interessant ist von da die Aussicht durch die Geschichte der Gelehrsamkeit in die politische, in die Weltgeschichte überhaupt, durch alle ihre Nebenalleen?

Ist aber auch dieses Fach der Lecture vielleicht noch zu ernsthaft für verwöhnte Leser, so ist noch ein Feld, das gewiß amüsanter ist als die Romanlecture. Es ist die Naturgeschichte. Kein Feld ist so prächtig angebaut als dieses. Keines ist so reichhaltig an mannigfaltigem Vergnügen, und in keinem giebt es mehrere Entdeckungen zu machen. Von

ihr geht unser gränzenloser Blick über das ganze unübersehbare Reich der Natur aus. Durch sie lernen wir die Welt, auf der wir bisher so fremd waren, und die größte aller Kenntnisse, uns selbst, in allen unsern so unähnlichen Brüdern erkennen.

In der Naturgeschichte finden wir jetzt nicht mehr den Aristotelischen Roman, sondern die wahre Geschichte alles dessen, was vor uns die größten Genies entdeckt, die fleißigsten Naturforscher gesammlet, die Linnees classificirt, die Rösels gemalt und die Buffons in das schönste System gebracht haben. Die Plüchen, Leuwenhöck, Schwammerdams, Reaumurs, Sulzers, Martinis u. a. haben unsern Augen so viel als unserm Verstande, unserm Witz so viel, als unserm Herzen Nahrung verschafft. Alle Zweige der Gelehrsamkeit hängen mit diesem reizenden Studium zusammen. Die Kenntniß der Natur führt natürlich zu Gott.

Die Physik stehet mit der Moral in der nähesten Verwandschaft. Haben wir erst an der Naturgeschichte Geschmack erlangt, so ist kein Uebergang so leicht, als der, vom Erschaffnen zum Unerschaffnen, vom Schönen zum Schönern, vom Unvollkommnen zum Vollkommensten. Die Plüche, Reimaren,

Derhams, Fontenellen, Leßings, Richters, Walters, Nieuwentyts, Tieten, und andre haben uns den reizendsten Weg gebahnt, von der Erkenntniß der Natur in jener unsichtbaren, aber harmonischen Stuffenfolge, zur Erkenntniß des weisesten, gütigsten und erhabensten Schöpfers der Natur zu gelangen.

Von seiner Erkenntniß zur Offenbarung seines Willens ist nur ein Schritt. Denn wer kann die Natur studiren, ohne auf jedem Schritt den Urheber so vieler Weisheit und Schönheit zu bewundern? Wer kann ihn bewundern, ohne ihn zu lieben? wer kann ihn lieben, ohne seinen Willen zu thun? wer kann ihn thun, ohne selbst besser zu werden? So unauflöslich ist die Kette der Wissenschaften. Die Liebe zum Vergnügen führt zur Lectüre. Die erste und sinnlichste führt zu weitern und abstractern. Die Einsicht unsrer Unwissenheit öffnet uns die Aussicht in die Natur. Die Naturgeschichte führt uns zur Kenntniß der Natur. Die Betrachtung der Natur führt zur Betrachtung Gottes, und diese wieder zu uns selbst. Natur, Physik, Theologie, Moral, sind alle Geschwister; man wird mit allen verwandt, so bald man Eine von ihnen

liebt. Wissenschaften und Tugend stehen in dem engsten Bunde. Jemehr wir die Geschichte studiren, je mehr lernen wir diese Wahrheiten einsehen. Je weiter unsre Kenntnisse reichen, je mehr wünschen wir ihren Kreis zu erweitern. Die Wissenschaften verschönern die Tugend, und die Tugend giebt den Wissenschaften ihren Werth. Nur darum sind die Wissenschaften so liebenswürdig, weil sie zur Tugend führen. Sie sollte immer unser Führer bey unsern Lectüren, wie bey der Wahl unsrer Gesellschaft, bey dem Umgange mit Todten, wie bey dem Umgange mit Lebenden seyn. So wenig man Feigen von den Dornen, oder Trauben von den Disteln lesen kann, so wenig läßt sich Nutzen für das Herz von einem Buche erwarten, das aus einer gallsüchtigen Feder geflossen ist, oder Ueberzeugung für den Verstand, von einem, den die neue Philosophie in ihr dädalisches Labyrinth verirrt hat. Wie viele haben mit der Lecture der Romane angefangen, und haben bey den d'Argens, Voltairen, Rousseaus, Mirabeaus und Helvetius aufgehört!

Von den Hindernissen der Freundschaft.

Meine Absicht ist nicht, von allen Hindernissen der Freundschaft zu reden. Ich will deren nur drey hauptsächlich erwägen, die bey Personen von vorzüglichen Eigenschaften am gefährlichsten sind. Eben diejenigen, die die Natur mit den seltensten Talenten beglückt hat; die durch die Vollständigkeit ihrer Kenntnisse, durch ihre Scharfsichtigkeit und guten Geschmack, so wie durch die Erhabenheit ihrer Gesinnungen am fähigsten zur Freundschaft scheinen, sind durch einen anscheinenden Widerspruch der Natur gerade zur Freundschaft am unfähigsten.

So wie Schönheit, Reichthum, Ansehen, in den Augen des Undenkenden vorzüglich wünschenswerthe Vortheile zu seyn scheinen, und es gar nicht in den Augen des Philosophen sind: eben so ist die Scharfsinnigkeit und der Witz jenes gefährliche Talent, das allen schmeichelt, das jeder wünschet, das jeder zu haben affectirt, und das eben eines der

größten Hindernisse zum Glück des Lebens überhaupt und der Freundschaft insbesondere ist.

Die größte Ursache der mangelnden Freundschaft ist die Bemerkung der Fehler. Je zärtlicher unser Geschmack ist, desto mehr werden wir Unvollkommenheiten, und desto weniger Vergnügen in einem Freunde finden.

Die Strengigkeit unsres Verstandes läßt uns in der Gesellschaft niemand finden, der würdig wäre, unser Freund zu seyn; unter den Büchern keines, das unsre Zeit bezahle; in unserm Leben selten etwas, wo wir vergnügt seyn könnten. Die Scharfsinnigkeit ist ein Vergrösserungsglas, unter welchem die angenehmen Farben verschwinden, und die Ungleichheiten zur Häßlichkeit aufschwellen. Das scharfe Gefühl des Verstandes breitet sich in alle Empfindungen des Herzens aus. Horaz starb einen Tag nach seinem gutthätigen Freunde, dem Mäcenas. Creech rettete die Schmach, die er über seine mißlungene Uebersetzuug des Horaz empfand, an dem Aran. Ovid und Bussy Rabutin konnten in ihrem ganzen übrigen Leben ihre Entfernung vom Hofe nicht vergessen, und Cicero fand bey seiner Verweisung und beym Tode seiner geliebten Tullia in sei-

ner Weltweisheit mehr Ursachen zum Schmerz als zum Troste.

Der Witz, der den Begriff der Schönheit und Aehnlichkeit, mit der Fertigkeit, die Abschrift seiner Gedanken andern durch angemessene Worte kenntlich zu machen, vereinigt, findet in dem Umgange bald Beleidigungen, wo keine sind, bald Unähnlichkeiten, die er allein bemerkt; bald Langeweile, wo sich andre zu vergnügen glauben. Ein Mann von aufgeklärtem Verstande, sagt Zimmermann, siehet wie der größte Dummkopf aus, wenn man ihm Langeweile macht. Der Witz, wo er von keiner durchdringenden Beurtheilungskraft begleitet wird, welches höchst selten ist, artet leicht in Ruhmredigkeit aus, wie ehemals bey den Griechen und jetzo bey den Franzosen: eine Eigenschaft, die dem Wesen der Freundschaft grade entgegen ist. Der Witz zieht vom rechten Gebrauch der Vernunft ab, und die erste Stuffe der Freundschaft gründet sich auf die Vernunft. Darum ist den feurigsten Dichtern die Vernunft so seltsam als die Tropen und Zierrathen sich zur Mathemathik passen. Cicero und Leibniz waren grosse Weltweise, aber sehr mittelmäßige Dichter. Horaz und Voltaire waren sehr grosse Dichter, aber

mäßige Philosophen. Der Witz führt von der Natur ab und macht sich eine neue Welt, darinnen die Wesen verschönerte Abdrücke wahrer Bilder sind. Die Phantasie sucht vergebens das Ideal eines vollkommenen Freundes. Die Oreste und Pylades, die Damon und Phydias, die Schilderungen aus der Diderotischen Welt sind zu schön für unsre wirkliche.

Eben dieser allzuhohe Schwung begeisterter Dichter ist die Ursache von tausend Fehlern im gemeinen Leben. Zu hoch für so niedrige Gegenstände vertieft sich der Witz nicht gern in die niedrigen Bemühungen des bürgerlichen Lebens, und irret, weil er den rechten Weg für allzuleicht hält. Aus eben der Verachtung der häuslichen Klugheit ist die Armuth eine Gespielinn witziger Köpfe geworden. Reichthum und Ehre wird mehr durch die gesetzten Gaben gemeiner Vernunft erlangt, als durch die flüchtigen Anfälle lebhafter Geister. Man wird daher eher mittelmäßige Köpfe zu grossen Staatsbedienungen gelangen sehen, als die, deren Witz alle andre aussticht. Dionysius konnte weder durch Gefängnisse noch Martern Lob für seine Trauerspiele erpressen; Richelieu, der alles vermochte,

konnte für seine Komödien keine Zuschauer finden, Mäcenas schrieb weich und matt, und Augustus mußte seine Gedichte selbst auslöschen. Griechenland vergötterte seine Dichter, nachdem er sie hatte Hungers sterben lassen. Homer starb in der äußersten Armuth, und Anaxagoras der große Geist, im Gefängnisse.

So wenig ist dieses gefährliche Geschenk der Natur wünschenswerth, welches das gewünschteste Vergnügen durch das geringste Mißvergnügen verbittert und durch den mäßigsten Verdruß die lebhaftesten Belustigungen kraftlos macht. In dem Auge des witzigen Kenners wird die geringste Unvollkommenheit zum unleidlichsten Fehler, und die Schwachheit des sonst vortreflichsten Freundes überstrahlt alle seine guten Eigenschaften. Das Gute wird von dem Schwachen verschlungen, das Schöne und Nutzreiche über den kleinsten Fehler vergessen. Ganze Völker fanden sonst am Ronsard, Theophile, Menantes, Postel, Caniz und Besser, Schönheiten, die niemand mehr an ihnen findet. Die Unvollkommenheit der Sprache hat alle ihre schönen Gedanken verdunkelt, und zur Vergessenheit gebracht. So umwölkt der Strahl des Witzes die Freundschaft.

Die Imagination sieht nur die Flecken der Sonne, nicht ihren reinen Glanz, sie bildet die Unebenheiten des Mondes gigantischgroß und vergißt sein sanftes freundschaftliches Licht.

Das zweyte Hinderniß der Freundschaft, das aus der vorigen Quelle zu entspringen scheint, ist das Bewustseyn der Vorzüge; das allzustarke Gefühl seines Werthes; der Stolz, der so leicht in Hochmuth ausartet. Daher erwecken lebhafte Geister meistentheils viele widrige Bewegungen. Der Hochmuth kann niemand über sich leiden und sieht keinen Vorzug ohne einen innerlichen Haß an. Er zeigt sich gemeiniglich auf andrer Unkosten, die ihre Verkleinerung mit einem dauerhaften Widerwillen rächen. Ist auch die Zunge schon in der Gewalt, so wird dennoch der unterdrückte Stolz aus dem Auge, aus der Stellung und aus jeder Miene hervordringen.

Die Verachtung unsrer selbst ist oft eine verborgene Ruhmredigkeit, die in der Entfernung vom Hochmuth Ehre sucht. Man klagt über sein schlechtes Gedächtniß, man giebt häufige Zerstreuungen vor, man entdeckt seine kleine Fehler, aber bloß darum, weil jedermann schon weiß, daß Aus-

schweifen Witz, schlechtes Gedächtniß Verstand, und geringe Fehler die Abwesenheit von grössern, voraussetzen. Ein solcher Charakter ist eben ein so starkes und unüberwindliches Hinderniß der Freundschaft, als ein allzuscharfsichtiges Auge. Jener kann Schmeichler, und dieses Bewundrer finden, aber nie wird der grosse Wizling, und der stolze Demüthige einen aufrichtigen Freund finden. Auch ist keine Seite, die lächerlicher machen könnte, als der maskirte Stolz. Was anders konnte den la Mettrie bewegen, sein häßliches Buch *) dem Hn. von Haller zuzueignen, und sich für seinen Freund, für seinen Zuhörer, für den Gefährten seiner Belustigungen auszugeben, **)ob ihn gleich jener niemals gekannt, nie Umgang mit ihm gehabt, und allezeit den stärksten Abscheu vor seiner Freygeisterey gehabt hatte, und alle öffentliche und besondre Verbindung mit la Mettrien im Iournal des sçavants widerrufte? ***) Bloß der Stolz, der seine Irrthümer mit der Freundschaft und Achtung eines Mannes aufstützen wollte, den jedermnn liebte.

*) l' homme machine.

**) le petit homme.

***) Hallers Vorrede zu Formeys Prüfung der Secte, die an allem zweifelt.

Das dritte Hinderniß der Freundschaft ist die, aus den vorigen beyden Ursachen stammende Philosophie; Sie, die Tochter des Unglaubens, die unter dem schmeichelhaften Namen, Stolz, Vermessenheit, Spitzfindigkeit, Zweifel und Irrthum für den wahren Quell der, über den Aberglauben und die Vorurtheile siegenden Wahrheiten ansieht. Es wird Tafelfreunde, witzige Spötter der heiligsten Dinge, Gefährten in dem Genusse der Wollüste geben, wird aber jemals unter den neuern Philosophen dieser Klasse das angenehme Band der Freundschaft geknüpft werden? Wird nicht der geringste Eigennutz, die Mißgunst eines Vorzugs, die Ungleichheit der Gedanken diese schwachen Bande alle Augenblicke trennen, wo ein Freund den andern blos als das Werkzeug seiner Wollust ansieht, und eben so leicht haßt, so bald dessen Triebe dem seinigen entgegen sind; wo man nichts einander vergiebt; wo keine Treue in Geheimnissen, keine Freundesdienste in der Noth, keine edelmüthige Entziehung von unserm eignen Nutzen und unsrer eignen Lust zu Beförderung des Vergnügens und Milderung des Leidens unsres Freundes mehr statt finden werden? Socrates hatte selbst unter Königen Freunde.

Keiner von seinen mächtigen Freunden schien es bemerken zu wollen, daß der arme Socrates im Winter ohne einen Mantel war.

Diese jetzt angegebenen drey Hindernisse der Freundschaft in dem aufgeklärtesten Theile der Menschen, sind von solcher Beschaffenheit, daß sie nie gehoben werden können, wo sie einmal obwalten. Wollte man denn die Ursachen, die die Freundschaft hindern, in physikalischen Gründen suchen, in eben denjenigen, aus welchen es herrührt, daß nie ein Mensch dem andern vollkommen ähnlich ist, und daß die Natur nie ungleicher erscheint, als wo sie am gleichförmigsten zu seyn scheint, so würden unsre Betrachtungen zu einem Buffonischen Systeme anwachsen müssen, und noch würde nicht alles, was sich in die unaufklärbaren Tiefen der Natur verbirgt, erschöpft seyn.

Die Verschiedenheit des Alters, des Standes, der Erziehung, der Lebensart, des Geschmacks, des Vergnügens, des Landes, der Gegend, der Luft, der Religion, der Regierungsform, des Temperaments, der Gesundheit oder Krankheit, der Vor=

züglichkeit der Natur- oder Glücksgaben, oder deren Mangel, alle diese in unzähligen andern Verbindungen stehenden wesentlichen oder zufälligen Bestimmuugen können vor oder nachher hinreichende Ursachen zu Hindernissen, oder zu Aufhebung der vorher entstandenen, und ohne diese hinzugekommenen Zufälligkeiten, dauerhaft gebliebenen Freundschaft werden.

Gattungen der Freundschaft.

Nichts ist gemeiner als von der Freundschaft reden zu hören. Man wird nicht leicht eine Moral, oder eine Wochenschrift, oder einen Band Gedichte finden, darinnen nicht von der Freundschaft die Rede wäre. So schön aber auch Hagedorns oder Gellerts Ode auf die Freundschaft ist, so oft davon vom englischen Zuschauer an, bis zur Zuschauerin an der Spree, von Cronegks Freund an bis zum Eremiten gehandelt worden ist, so sind gleichwohl immer die Begriffe unbestimmt und die Meynungen darüber so verschieden, als unrichtig geblieben.

Man wird um nichts fähiger zur Freundschaft, nachdem man den wortreichen Cicero (Laelium de amicitia) den spruchreichen Seneca, und das Fragment des Socrates an Aristippus gelesen hat. Man wird nicht zum bessern Freund, wenn man in allen Lehrbüchern der Moralisten die Erklärung gefunden hat, daß Freunde solche Leute sind, die ihre Kräfte vereinigen, ihre wechselsweisen Absichten zu beför-

dern. Nur die Tugend kann uns den Werth der Seele, der uns zur Vereinigung mit den Guten geschickt macht, geben. Nur sie kann uns wahre Freunde finden, lieben, und alle Namenfreunde fliehen, und mit Klugheit unterscheiden lehren.

Die wahre Freundschaft, welche die Weisheit durch ein gewisses sympathetisches Gefühl der Seele entdeckt, besteht in einem wechselseitigen Vergleiche zweyer ähnlicher tugendhafter Seelen, sich einander zu lieben, zu bessern, zu helfen, zu schützen und bis in den Tod treu zu bleiben. Das sympathetische Gefühl, welches zwey Personen, noch ehe sie sich vollkommen kennen, noch ehe sie die völlige Aehnlichkeit ihrer Umstände, ihrer Denkungsart und alles dessen, was zu dem unzertrennlichen Wesen der Freundschaft erfordert wird, bemerken, oft unwiderstehlich gegen einander anzieht, ist das charakteristische Zeichen zweyer, auf ewig für einander geschaffener, Seelen. Je mehr sie sich kennen lernen, je näher sie diese unbekannte magnetähnliche Anziehung der Natur untersuchen, je stärker wird das Band, je glücklicher ihre Vereinigung. So gewiß sich die Freundschaft, die sich auf Schönheit, Ansehen, Hoheit, Reichthum und Macht gründet,

mit dem Verlust dieser Scheingüter verlieren und aufhören muß; so gewiß muß diejenige, die sich auf unvergängliche Vorzüge der Seele gründet, auf Ausbreitung der Tugend, auf Verschönerung der Empfindungen, auf Vermehrung der Weisheit, stärker, daurender und immer reizender werden. Denn es ist wohl kein angenehmereres, längerdaurendes und wiederholbareres Vergnügen, als die aufrichtige zärtliche Mittheilung unserer Empfindungen, Begriffe und Gedanken gegen einen Freund, der unsern Schmerz ertragen hilft, unsre Widerwärtigkeit mildert, unser Unglück mit Trost, unsre Hoffnung mit Freude erfüllt, der unser Glück theilet, das seinige zu dem unsrigen macht, das Vergnügen vermehrt, des Leben verschönert, mit uns denket, fühlet, mit uns die Freude empfindet, mit uns die Früchte der Weisheit und Erkenntniß sammlet, mit uns die Tugend lernt und übt, mit uns durch alle Scenen des Lebens, durch Versuchung und Gefahr, durch Freude und Leid hindurchgeht, mit uns den Himmel erringt, und durch Leben und Tod die Palme der Freundschaft in die Ewigkeit trägt.

Nahe an dieser gränzt übertriebene Freundschaft. Sie wohnt nur in dem Lande der Phanta-

sie, in dem Gebiethe der Romane, der Gedichte, der tragischen und komischen Bühne und in den meisten moralischen Schriften. Sie ist nicht mehr jene sanfte ruhige Empfindung der Natur, die vom Ausschweifen so weit, als von der kalten Fühllosigkeit entfernt ist, sie ist zur unruhigen fanatischen Leidenschaft geworden, die mit Flammen und Dolch bewaffnet ist, die die Stimme der Vernunft erstickt, die Ueberlegung verbannt, den Nutzen aller Menschen, so wie ihren eignen Vortheil aufopfert, wild, wie die Rasereyen der Liebe umherschweift, und wie Damon stirbt.

Die gemeine Freundschaft ist diejenige, die auf den Lippen aller Menschen schwebt und niemals in ihr Herz dringt. Ihr Name macht ihr Wesen aus. Sie entsteht so schnell, als sie vergeht. Sie trägt bey Hofleuten die Livree der Schmeicheley, bey Reichen die Schminke der Bewunderung, bey Gelehrten den Ton des Beyfalls. Sie ist Höflichkeit unter Leuten vom guten Ton, Vergnügen bey frölichen Gesellschaftern, Vortheil bey allen Habsüchtigen, Intrigue bey den Politikern, Liaison bey den Grossen, Nutzen bey den Associirten, und Betrug bey allen, die sie zur Maske der Bosheit brauchen. Sie ist nie eine

tugendhafte Empfindung, bloß eine Abwesenheit des Hasses. Eine Unterredung, eine Mahlzeit, ein Spiel, eine Umarmung kann sie gebähren; sie ist so ausgebreitet, daß es Personen giebt, die alle Welt zum Freunde zu haben vorgeben, die jedermann mit dieser Münze zu bezahlen glauben, und die in einiger Zeit so gar den Namen ihrer vorgegebenen Freunde nicht mehr kennen. Sie ist weder auf Gleichheit des Gemüths, noch auf Erkenntniß des moralischen Werths, sondern bloß auf ein allgemeines Wohlwollen, auf ein flüchtiges Aufwallen des Bluts gegründet. Sie ist wie die Melonen nur auf einen Tag gut, denn mit dem künftigen hat schon eine andre die Stelle der vorigen eingenommen.

Die falsche Freundschaft hat ihren eigentlichen Sitz an den Höfen. Unter ihrer gefährlichen Maske verbirgt sich Gleichgültigkeit, Falschheit und oft die ärgste Feindschaft. Sie hat den Neid zum Vater und die Furcht zur Mutter. Wenn die leztere sich mit dem Eigennutze, dem Ehrgeiz und dem Triebe zur Wollust verbindet, so entstehen daher die Freundschaften, die oft den geringsten im Volke mit dem gefürchteten Minister, den Armen mit dem Reichen, den Lasterhaften mit dem Boshaften verbindet und

die, so lange beyderseitige Absichten dauren, die unzertrennlichste und der wahren am nächsten kommende zu seyn scheinet. Sie ist desto gefährlicher, je mehr sie die Miene der wahren annehmen kann. Sie ist mehr, als ein öffentlicher Feind zu schaden fähig, denn sie spähet unsre geheimsten Gedanken, jede Tiefe unsres Herzens aus, und streitet denn mit unsern eigenen Waffen wider uns. Mit dieser Bastartfreundschaft muß der Weise so umgehen, wie es einer jener berühmten und so oft getadelten griechischen sieben Weisen lehrte. (Ama tanquam osurum) Unsre Rücksicht muß allezeit die Folgen erwegen, die diese Verbindung haben kann, wenn sie aufhört, wenn sie sich in Haß endigt oder in ausbrechende Feindschaft verwandelt.

Wenn die angegebene Erklärung der Freundschaft, so wie sie in den meisten philosophischen Lehrgebäuden angetroffen wird, wahr seyn sollte; wenn sie eine wechselseitige Vereinigung der Kräfte, die Absichten des Freundes zu befördern, seyn sollte; so würde daraus folgen; daß sie sich auf Eigennutz gründete, daß wir der Freund aller Menschen so gut als unsres vertrautesten Freundes seyn, und so bald ihn verlassen müßten, als er zu unsern Absichten

unbrauchbar würde. Diese philosophische Chimäre, worzu die Freundschaft nothwendig wird, wenn man die angegebene Definition sceletirt, wäre nicht der Mühe noch des Namens der Freundschaft werth.

So lange man sich noch von dem Werthe der Freundschaft durch Beweise und Erklärungen überzeugen muß, so lange sie noch nicht zum unentbehrlichen Gefühl der Seele geworden ist, so lange ist unser Herz noch unfähig zu dem schönsten aller menschlichen Triebe.

Einer der alten Philosophen urtheilte sehr vernünftig von dem Werthe eines Menschen, wenn er ihn nach dem Werthe seiner Freunde oder seiner Gesellschaften abwog. Die Freundschaft der Guten macht uns eben so gewiß gut, als die beständige Betrachtung griechischer Contoure einen Bildhauer zur möglichsten Gleichheit mit seinen Mustern bildet.

O Freundschaft! du bestes Gefühl unserer Herzen, warum bist du nicht unsre erste Lehrmeisterin? warum müssen unsre Herzen zu deinen seligen Trieben in den Jahren der Kindheit, durch Strafen und Zwang verhärtet werden? warum bereitest du nicht schon in den Jahren, da wir eine allgemeine wohlwollende Neigung gegen alle Menschen

empfinden, unsere Herzen zu deinen süssen Sympathien? warum lernen wir nicht lieber das, was wir im ganzen Leben nicht lernen können, wenn unser Herz hart geworden ist? warum lernen wir dich nicht lieben statt aller andrer, weniger wichtigen und oft so unnützen Kenntnisse im Leben?

Du o ewige Quelle der Freundschaft, drücke meinem Ansehn jenes aus dem Herzen leuchtende Zeichen eines fühlenden Herzens, jenen Beweis einer allgemeinen Umfassung der Liebe alles dessen, was auf deiner guten Welt deiner Liebe würdig ist, drücke meiner Gebehrde Freundlichkeit und Liebe ein, die jedermann erfreuen zu können wünscht! Denn was ist ein Freund anders als ein Erfreuender? Laß mich mit Worten, Gedanken, Thaten und Mienen jedermann Freundschaft antragen, dem ich dienen kann, und dir danken, wenn ich Gelegenheit finde, Gutes um deinetwillen zu thun! Gieb, daß ich nicht die Freundschaft im Munde führe und im Herzen entweihe, daß ich so weit von der Weltfreundschaft, die eine Feindschaft wider dich ist, als von der Falschheit, die unter dem betrüglichen Namen tugendhafter Liebe wohnt, entfernt sey! Behüte du mich für denen, die in Schafskleidern kommen,

und inwendig reissende Wölfe sind, für allen denen, die den Namen der Tugend und ihrer Töchter, der Freundschaft entehren! Entferne mich von der übertriebenen, von der scheinenden so weit, als von der falschen, und laß mich nur die wahre in Deinen Freuden finden, du Freund der Menschen! Und wenn denn mein Schicksal keinen, oder nur unbeständige Freunde zu finden, immer zu lieben und nie wieder geliebt zu werden, seyn soll; wenn ich aus dieser Freundleeren Welt ohne diese süsse Empfindung, die du nur deinen Auserwählten vorbehalten hast, gehen soll: so laß mich dennoch mit freudiger Hoffnung in jene Welt hinüber sehen, wo es nur wahre und unzertrennliche Freunde geben wird, wo mich alle Brüder so gewiß lieben werden, als ich dich o liebenswürdiges, heiliges, gütiges, höchstes Wesen, aus der Fülle meines Herzens und mit allen Kräften meiner Seele unaussprechlich liebe!

Vom Ennui.

Unter den Wörtern, die unsrer Sprache fehlen, ist dasjenige, was man Ennui nennt. Man pflegt es gemeiniglich Langeweile zu nennen und die Wirkung für die Ursache zu nehmen. Ich habe aber gefunden, daß man Langeweile haben kann, ohne sich zu ennuiiren. Der Ennui ist eigentlich derjenige Zustand der Seele, in welchem sie, wider ihren Willen, nichts empfindet, das ihre Aufmerksamkeit auf sich ziehet. Die Holländer sind so glücklich, diesen Zustand nicht zu kennen, denn sie haben kein Wort, das ihn ausdrückt. Die Engländer drücken durch low spirited, den moralischen und physicalischen Ennui zugleich aus. Der höchste Grad davon heißt bey ihnen Spleen, welches mit dem taedio vitae der Lateiner übereinkömmt. Die Langeweile scheint ihnen unbekannt zu seyn, denn sie geben es durch to be tired, welches eigentlich so viel als être excédé, bedeutet. Dieser Zustand, welcher sich auf alle Stände, auf alle Klassen der Menschen ver-

breitet, und nie schmerzhafter ist, als wenn er uns sogar im Arm der Freundschaft überfällt, geht gemeiniglich vom Körper in die Seele, uns unbewust über und verursacht diejenige Trägheit, Ueberdruß und Ekel, den wir nicht anders als Ennui nennen können.

Ich wünschte, alle, die davon geplagt sind, befreyen zu können, um so viel mehr, als ich bemerkt habe, daß es nur Leuten von grossem Verstande begegnet, und daß sich Narren oder Dummköpfe niemals ennuiiren. Die Fühllosigkeit und Unempfindlichkeit ist wesentlich von dem Ennui unterschieden, denn in dem letzten fühlen wir nur zu sehr, daß wir unsern Zustand nicht zu ändern vermögen. Die Gleichgültigkeit ist vielmehr ein Verwahrungsmittel wider den Ennui, denn gleichgültige Personen sind ihm weniger, als sehr empfindliche, unterworfen. Nur die letzten treffen allzuoft solche an, deren Reden, Physionomie und Stimme so wenig intereßiren, daß aus ihrem Umgange nothwendig dieser unwillkührliche Zustand entsteht, den wir Ennui nennen. Es scheint als ob uns alle Sinne verliessen, als ob unsre Seele verlöschte und als wenn alle Eindrücke, die sie wider ihren Willen

empfängt, ihre Empfindung unterdrückten, die Nerven abspannten, und uns in Ueberdruß und Ekel stürzten. Der höchste Grad des Ennuis heißt eigentlich être excédé. Und wenn durch öftere Wiederholung dieser schmerzhafte Zustand uns eigenthümlich oder habituell wird, so gehet er in diejenige unglückliche Gelehrtenkrankheit über, die unter dem Namen der Hypochondrie bekannt ist.

Ich habe diese Plage der empfindlichsten und besten Menschen nicht unter die Hindernisse der Freundschaft gesetzt, ob sie gleich zufälliger Weise, darzu werden kann. Sie, die Freundschaft ist vielmehr eins der stärksten Gegenmittel darwider, so wie es das Nachdenken, die Betrachtung, die Arbeit und die Einsamkeit auch sind. Die Einsamen haben eine besondere Art vom Ennui, nemlich diejenige, in welcher es ihnen unmöglich ist, an etwas zu denken. Wenn dieser Zustand oft Rückfälle hat, so ist er gewiß einer der schrecklichsten. Die Seele nutzt sich gleichsam ab, sie wird fühllos und scheint sich selbst zu verzehren.

Personen, die gegentheils in allzugrosser Zerstreuung leben, empfinden eine andre unwillkührliche, Apathie der Seele, die eine Art des Ennuis ist.

Ihre Einbildungskraft ist von so vielen Ideen überhäuft, die ohne Ordnung und Verbindung auf einander folgen, daß sie ihre Aufmerksamkeit auf keine einzige richten können. Ich habe nie einen traurigern Zustand der Seele gekannt als diesen, wenn er mit Schlaflosigkeit verbunden ist, und ich glaube, daß eine anhaltende Insomnie endlich zur völligen Raserey führen muß. In diesem vernichtenden Ennui war nichts, das mich retten konnte, wenn es nicht die Freundschaft gethan hätte.

Die vornehmsten Ursachen des Ennuis sind wohl im Unterleibe zu suchen. Aus den physicalischen Zerrüttungen unsrer Maschine entstehen nothwendig die moralischen. Die gehinderte Dauung hindert die Wirksamkeit der Seele. Unzer und Zimmermann haben in den Abhandlungen des Arztes und von der Einsamkeit ausführlich davon gehandelt. Die Nerven, deren Schwächung an der Empfindlichkeit unsrer Seele so viel Theil haben, sind ohne Zweifel durch den, aus einer üblen Dauung ihnen zugeführten, Nervensaft die erste Ursache des traurigsten und unheilbarsten Ennuis.

Eine der moralischen Ursachen des Ennuis ist der Mangel der Neuheit. Unsre Seele hat eine ange-

bohrne Neigung zur Veränderung. Die Unbeständigkeit ist ihr wesentlich, und aus dieser Ursache gehet die Natur von Veränderungen zu Veränderungen, von Abwechslungen zu Abwechslungen unaufhaltsam fort. Je mehr wir Durchdringlichkeit des Verstands besitzen, je mehr nehmen wir verschiedene Seiten an den Gegenständen der Natur wahr, jemehr bemerken wir Neues. So glaubt der Liebhaber in seiner Geliebten immer neue Vollkommenheiten zu erblicken, und seine Stunden sind Augenblicke; der Genuß befriedigt ihn, und seine Stunden werden zu Tagen. Warum ennuiiren sich Kinder niemals? Bloß darum, weil ihnen alles neu ist. Warum beschäftigen sich die Franzosen am meisten mit allem, was neu ist? Darum, weil sie dem Ennui am meisten unterworfen sind. Warum machen Dummköpfe am meisten Ennui? — Weil sie sich niemals ennuiiren. Warum interessiren die regelmäßigsten Gesichtsbildungen am wenigsten, und die, in denen Empfindung hervorleuchtet, am meisten? Weil in den ersten selten oder keine Veränderungen vorgehen und weil auf den letztern immer neue Gemählde, beständige Veränderungen, alle Nuancen der Empfindnisse

der Seele in immer neuen Abwechslungen erscheinen.

Die allgemeinste Ursache des Ennuis ist die Unthätigkeit. Rousseau, der sich so oft ennuiirte, will uns, um dem Ennui vorzubeugen, alle in den ersten beschäftigsten Stand der Natur zurückführen. Jene arbeitsamen Kinder der Natur, die vom Fleiß ihrer Hände leben, kennen weder das Wort noch die Sache. Suchet man aber in einem Lande den Menschen, der sich am meisten ennuiirt, sagt er, so gehe man grade zum Thron. Vor dem alles Vergnügen erschöpft ist, dem nichts mehr neu, nichts zu wünschen übrig ist, der keine Beschäftigung kennt, ist gewiß der, den die Langeweile und der Ennui am schrecklichsten plagt.

Das beste Gegenmittel ist ganz gewiß die Arbeit, es mag unser Ennui aus physicalischen oder moralischen Quellen entstehen. Die Arbeit, sagt Hr. v. Rochefoucault, befreyt von den Krankheiten der Seele, und dieß ist die Ursache, warum die Armen glücklich sind. Dieser Gedanke ist wahr, doch muß er nothwendig bestimmt werden. Wollte man den Bauer mit philosophischen Arbeiten, oder den Gelehrten mit dem Pfluge beschäftigen, so würde die

Arbeit beyde in der Länge ennuiiren. Nur die Beschäftigungen, worzu uns die Natur bestimmt, können uns ohne Ueberdruß in der Verfassung erhalten, die unsrer Seele am gemäsesten und zuträglichsten ist.

Je grösser die Sphäre unsrer Kenntnisse ist, je nöthiger wird uns die Beschäftigung. Unsre Gelehrsamkeit ist ein Schatz, den wir nur durch den Gebrauch erhalten und vermehren, und der verschwindet, so bald wir ihn ungebraucht liegen lassen. Man bezähmt die Ausschweifung der Einbildungskraft durch zweckmäßige Uebung, und man gelangt durch fortgesezztes Nachsinnen zu dem Vermögen, seine Ideen, auf welchen Gegenstand man will, zu richten, sagt du Bos. Die Sammlung, Vereinigung, Trennung, Zusammenhaltung der Ideen, das Nachdenken, Verbinden, Schliessen, Urtheilen, u. s. w. ist die Verändrung, die uns beständig im Athem und Leben hält, die uns am gewissesten vor dem Ennui bewahrt. Die Arbeit scheint eben so uns zu dem Vergnügen vorzubereiten, wie das Vergnügen zur Erholung von der Arbeit bestimmt ist. Dadurch erhalten wir uns immer die Eindrücke neu, dadurch zieht uns die Abwechslung in den Zirkel der Natur, in welchen sich die Langeweile unmöglich einflechten kann.

Diejenigen, die ohne Absicht und aus Gewohnheit bloß sich beschäftigen, geben nur einer Hälfte der Seele zu thun, während daß die andre vom Ennui verzehrt wird. Sie sind geschäftige Müssiggänger, und gleichwohl würde sie der Ennui noch unausstehlicher plagen, wenn sie nicht diesen Gegengift gefunden hätten.

Dieses ist die grosse Kunst, die nur grosse Seelen verstehen, sich in dem Stande, in welchem wir uns befinden, am vorzüglichsten zu beschäftigen, denjenigen Stolz zu besitzen, der jedem Mitgliede der Gesellschaft nothwendig ist, um sich in dem ihm angewiesenen oder eingenommenen Plaz hervorzuthun. Aller anderweitige Stolz, der über unsre Sphäre hinaussteigt, der uns unsre gegenwärtige Verfassung mit Verdruß betrachten läßt, der uns durch grenzenlose Aussichten verhindert, unsre Schuldigkeit mit Treue und Eifer zu erfüllen, vergiftet nothwendig unser Leben mit Ekel, Ueberdruß und Langerweile.

Auch die Freundschaft ist eines der stärksten Gegenmittel wider den Ennui. Man bewundert die seltnen grossen Charaktere, die sich in alle Vorfälle des Lebens zu schicken wissen. Erhaben im Unglück, bescheiden im Glück, gleich beschäftigt, wenn sie das

Ruder des Staats führen, oder als Privatpersonen leben; wenn sie Armeen führen, oder einzelne Glieder zum Dienst geschickt machen; thun sie die wichtigsten Handlungen ohne Gepränge, und die geringsten ohne Geringschätzung; denn nichts ist klein für eine grosse Seele, und alles wird interessant für den, der für das allgemeine Wohl, oder für seinen Freund arbeitet.

Es war eine Zeit bey den Franzosen, da das Ennuiiren zum bon ton gehörte, und da man den, der sich nicht ennuiirte, für einen Dummkopf hielt. Man hat sich nie die Mühe genommen, dieses Empfindniß der Seele zu untersuchen, weil es ein Mangel aller Empfindungen zu seyn schien. Gleichwohl glaube ich, daß, wenn man jemand auf die Quellen von seinem Verdrusse zurück führt, und ihm dasselbe zu vermeiden lehrt, der Freundschaftsdienst nicht einer der geringsten ist. Ich wünsche nichts mehr, als daß diese Bemühung keinen meiner theuresten Leser ennuiirt haben möge.

Ueber die angebohrnen und erworbenen Freundschaftstriebe.

Ehe wir die Frage berühren, ob die Freundschaft ein Natur- oder Kunsttrieb ist, glaube ich, daß es nöthig ist, zu untersuchen, ob die Triebe der Natur überwunden, und von den künstlichen vertrieben werden können: ob die Natur und ihr Trieb erstickt, und ihre Neigung zum Uebel völlig ausgelöscht werden kann? Keiner von den Alten glaubte dieß. Alle waren der einstimmigen Meynung: Naturam furca expellas, tamen usque recurret. Sie hielten die Grundtriebe unsrer Seele für so wesentlich, daß sie weder Zeit, noch Gewalt, noch Gewohnheit austilgen könnten.

Wenn diese Meynung, der noch viele unter den neuern ergeben sind, richtig wäre, so würde nach Hobbesischen Grundsätzen daraus folgen, daß, da unsre Neigungen verderbt von Natur, zum Bösen aufgelegt, mehr zur Feindschaft als zur Freundschaft fähig wären, sie immer ihre Gewalt über Erziehung,

Vernunft, Religion und alle erworbene Fähigkeiten behaupten müßten. Es würde folgen, daß wir in unaufhörlichen Feindseligkeiten gegen alle Menschen leben, und daß ein beständiger Krieg (bellum omnium contra omnes) auf der Welt unter allen Nationen und unter allen Ständen herrschen würde. Nur die Erfahrung kann entscheiden.

Alle unsre angebohrnen Triebe können verändert, aufgehoben, ja gänzlich zernichtet werden. Der erste und liebste Grundtrieb unsrer Natur, die Liebe zum Leben, wird von tausenden aufgeopfert. Die Liebe der Ehre, die Liebe des Vaterlands, die Kühnheit, die Rachsucht, der Verdruß, die Kleinmüthigkeit selbst, und die Dummheit überwinden diesen Trieb bey Tausenden. Sie opfern ihr Leben freywillig einem übelverstandenen Begriff der Ehre, oft der Verzweiflung und einem Nichts auf. Sie trotzen den Qualen und stehen ehe den peinlichsten Märtyrertod aus, als daß sie ihrem Glauben oft nur einer gleichgültigen Gewohnheit entsagen.

Der Trieb nach Freyheit ist, nach dem Triebe zum Leben, einer der stärksten, gleichwohl giebt es Millionen freywillige Sclaven, Eremiten, Mönche und Nonnen, die den Trieb nach Freyheit, nach Lie-

be, nach Leben, alle Triebe der Natur dem blindesten Gehorsam unterwerfen: zahlreiche mächtige Nationen, die ihr Eigenthum und Freyheit ihrem Tyrannen übergeben haben, der, statt sie zu beschützen, ihr Leben verkauft, um noch mehr Sclaven zu haben, der ihre Freyheit und Güter für nichts schätzt, der ihnen nichts oft als die Augen, womit sie ihr ganzes Elend übersehen können, nichts als ihren Kummer übrig läßt.

Der Trieb zur Liebe, einer der mächtigsten der Natur, dem so gar oft der Trieb zum Leben und zur Freyheit weicht, wird er nicht bey Tausenden aus Mitleid, aus Geiz, aus Indolenz vernichtet? giebt es nicht Cenobiten, die aus Religionseifer das thun, was Combab aus Politik that? Die Liebe zu seinen Kindern, der mächtige Instinct der Natur, wie oft wird er nicht dem Geiz, der Politik, den geringsten Vortheilen aufgeopfert? Giebt es nicht Väter, die ihre Kinder der Sclaverey für geringe Summen übergeben, Väter, die ihre Kinder nach der Geburt aussetzen und dem Mangel und Tod übergeben? Väter, die zum Vortheil der Erstgebohrnen, die spätern der Armuth, dem Cälibat und dem Kloster widmen?

Alles weicht; die Natur verschwindet, die liebsten und stärksten Triebe der Natur werden der Ver-

nunft, den Leidenschaften und den Vorurtheilen, den erworbenen Trieben und der Gewohnheit unterwürfig. Unsre Vernunft, unsre Leidenschaften, alle sind erworbene Fähigkeiten. Jede fieng unmerklich an. Es war wie in allem, was Leben empfindet, anfangs bloß ein punctum saliens. Sie war leicht zu ersticken. Wir lassen ihr Raum, sie wird mächtig. Der Sclav übermannt seinen Herrn, die Leidenschaft überwindet die Vernunft. Andre verdrängen diese, der Mensch bleibt immer Herr, ob er gleich oft seine Herrschaft verkennt. Wie der Diamant den Diamant schleift, so können wir eine Leidenschaft durch die andre besiegen.

Unser Wille hat mehr Herrschaft über die Seele, als über den Körper, aber durch Beständigkeit, durch unaufhörliche Bemühung überwindet er auch ihn. Socrates hatte alle Anlagen zu einem verdorbenen Charakter, sein Körper leitete ihn zu allen Ausschweifungen, die auf seiner Physionomie gemalt waren, gleichwohl besiegte Socrates die Natur durch Weisheit. Das Orakel erklärte ihn für den Weisesten. Demosthenes stammlete. Er nahm Steine in Mund und überschrie am Ufer des Meers das Brausen der Wellen. Milon von Croton wollte mehr als

menschliche Stärke erlangen, und er erlangte sie. Er trug anfänglich ein Kalb, er trug es alle Tage, er trug es noch, da es zum stärksten Stier geworden war. Die Facquirs setzen sich in Stellungen, die jedem andern unausstehlich seyn würden. Die Gewohnheit besiegt den Schmerz. Tänzerinnen gelangen auf dem Theater zu unglaublichen Fertigkeiten. Ihr von Natur schwacher Körper erlangt eine Stärke, eine Biegsamkeit, eine Elasticität, die uns in Bewundrung setzt. Man hat Aequilibristen gesehn, die auf ihrer Brust eine Last von 500 Pfunden trugen, und darauf schmieden liessen. Die Fähigkeit gebricht uns niemals. Wir können alles thun, was andre thaten. Nur die Erziehung, die Vorbereitung ist schuld, wenn es uns nicht gelingt.

Aus allem, was wir bisher gesagt haben, erhellet, daß kein Grundtrieb der Natur so stark, keine erworbene Fähigkeit so groß ist, keine Gewohnheit die Macht der zwoten Natur so grenzenlos besitzt, daß wir nicht fähig wären, sie zweckmäßig zu lenken. Helvetius hat dieß besser bewiesen als irgend ein Philosoph vor ihm.

Der Mensch in seiner ersten Kindheit ist das angenehmste lieblichste Geschöpf, das die Natur gebil-

det hat. Das Verhältniß der schönsten Ebenmaase, die Rundung der Formen, die kunstlosen Stellungen, die freyen Bewegungen, das lächelnde Auge, die Grazie der Miene, alles ist Natur, unnachahmlich schöne Natur. Man wickelt dieß Meisterstück der Natur in Windeln, man schnürt es in unnatürliche Kapseln, man fesselt seinen Wuchs und Bewegung, man bildet einen steifen erzwungenen kränklichen Klotz. Alle Vorurtheile überhäufen seine Seele, die Fähigkeiten ersticken, die Leidenschaften, die unbedachtsamen Reden, die freyen Handlungen, alle Keime zum Bösen werden dem jungen Herzen eingepflanzt. Der Verdruß, der Zwang, die Strafen, alles vereinigt sich, das Güte der Natur zu verunstellen, damit wir sagen können, die Natur ist im Grunde böse, sie ist verderbt, wir müssen sie bessern. Wie lange müssen wir denn arbeiten, ehe wir durch Uebungen, durch Tanzen, durch Reiten und Fechten die erstickten Fähigkeiten des Körpers, die nur in dem rohen Wilden vollkommen entwickelt sind, wieder herstellen? wie lange müssen wir an dieser Seele, und so oft umsonst, arbeiten, ehe wir die Eindrücke der ersten Kindheit überwinden, ehe wir das Gefühl des Guten wieder anzünden? ehe wir das Herz der Vernunft unter-

würfig machen? Dürfen wir uns wundern, wenn wir durch fehlerhafte Erziehung den Grundtrieb zur Freundschaft, der in jeder menschlichen Seele liegt, erstickt haben, daß wir ihn denn so selten, so ungewiß zur erworbenen Fertigkeit werden sehen?

Es giebt tausend Laster, die in der moralischen Welt erlangt werden, nicht uns angebohren sind. Können wir die Natur besiegen, warum sollten wir nicht auch die erworbenen Fähigkeiten überwinden können? Wenn die Unachtsamkeit, das Beyspiel oder wiederholte Ermahnungen verdorbener Herzen und seichter Köpfe die Grundtriebe aufgehoben, und das Laster zur Gewohnheit gemacht haben: warum sollte die Aufmerksamkeit, die Wachsamkeit, das Beyspiel, die Ermunterung und der Umgang der Guten nicht eben so wohl gute Fähigkeiten an die Stelle der vorigen setzen können? Sollte das durch ein Uebergewicht zum Bösen unmöglich seyn?

Der Quell der Verkehrtheit liegt nicht in den Grundtrieben. Der Mensch siehet das Gute und liebt es. Sein Verlangen nach Glückseligkeit und Vollkommenheit äussert sich in allem, wornach er immerfort trachtet. Es verführt ihn oft. Man überzeuge ihn, (doch nicht auf die gewöhnliche Art,) daß

es nicht in dieser Welt zu erlangen möglich ist; so wird sein Trieb zum Guten das Böse überwiegen. Die Liebe zur Tugend wird die Neigung zum Bösen ersticken, die Natur wird zu ihrer ursprünglichen anerschaffnen Güte zurückkehren. Freundschaft wird wieder Freundschaft erwecken, der entschlafene Grundtrieb wird zu einem erworbenen Kunsttriebe werden.

Um also die Frage zu beantworten, ob die Freundschaft ein angebohrner oder ein Kunsttrieb ist, glaube ich vorher gezeigt zu haben; daß unser Wille so wohl die angebohrnen, als die erworbenen Fertigkeiten sich unterwürfig machen kann, daß es bloß von uns abhängt, was wir seyn wollen, und daß die guten Neigungen in uns stärker sind, als die bösen, weil die ersten überwunden werden können. Nach diesen Prämissen, ist es leicht zu zeigen, daß die Freundschaft ein angebohrner Grundtrieb unsrer Seele in allen Menschen ist, daß sie aber durch Bemühung der Kunst, durch Vernunft und Erfahrung eine erworbene Fähigkeit in uns werden müsse.

Die Liebe zu unsern Aeltern, die Dankbarkeit gegen unsre Wohlthäter, die Neigung wohlzuthun, die Mittheilung unsres Vergnügens, die Freude über

andrer Wohlbefinden, das Mitleid, die Zärtlichkeit, alle Modificationen der Freundschaft sind uns angeboh- ren, denn man bemerkt sie bey allen Kindern, ehe sie noch reden können. Ist es die Schuld der Natur, wenn ihre Freundlichkeit durch Unfreundlichkeit, ihre Zärtlichkeit durch falsche Begriffe der Ehre, ihre Em- pfindlichkeit durch Härte, ihre Thränen durch Stra- fen, ihre Freygebigkeit und Mittheilung durch eigen- nützige Lehren, ihre sanften Umarmungen durch Wohl- stand gehindert werden?

Wenn es denn durch grundverderbliche Erziehung so weit gekommen ist, daß der Grundtrieb der Freundschaft verlöscht worden ist; wenn wir denn durch lange Ausbil- dung, durch eigne Bemühung unsre Natur wieder zu ihrer ersten schönen unverstellten Form umschmelzen müssen, dann kann freylich die Freundschaft nicht anders als ein erworbener wiedergefundener Kunsttrieb, als eine Fähigkeit die nur Vernunft und Erfahrung aus- bilden muß, als eine Empfindung die uns fremd war, und erst in unsern reifern Jahren erwacht ist, als das Werk der Tugend mehr, als das Werk der Na- tur angesehn werden.

Vom Einfluß der Laster auf die Freundschaft.

Nicht diejenigen Laster, die der öffentlichen Bestrafung ausgesetzt sind, die eine moralische Unmöglichkeit zu ihrer Vereinigung mit der Freundschaft enthalten, sind für diesmal der Gegenstand unsrer Betrachtungen. Auch der schwächste Verstand ist fähig, die völlige Unverträglichkeit des Guten mit dem Bösen, des Lasters mit der Tugend, der Freundschaft mit verdorbenen Herzen einzusehen. Jeder Mensch ist im Innern seines Gewissens überzeugt, daß die Tugend die einzige Quelle unsres Wohlseyns, aller freudigen Gedanken, aller Zufriedenheit unsrer Seele, aller wahren Vergnügen und Gesundheit unsres Körpers sey. Jeder ist auch überzeugt, daß weder ein Räuber, noch ein Mörder, noch ein Verräther, noch ein Gotteslaügner ein wahrer Freund seyn könne. Es würde unnöthig seyn, etwas zu beweisen, woran niemand mit wachendem Verstande zweifeln kann. Wir betrachten jetzo blos den Einfluß derjenigen Laster, die der öffentlichen Ahndung nicht

unterworfen sind, die niemand als uns selbst zuerst schaden, die sich mit der Freundschaft zu vertragen scheinen, weil sie in Mittheilungen des Vergnügens bestehen, und gemeiniglich nur die besten Herzen bezaubern, und die Grossen der Welt beherrschen.

Diejenigen Laster, die nur auf dem grossen Theater der Welt sich mit äußerlichem Schimmer zeigen, die zu erhaben, oder zu verborgen sind, als daß sie bestraft werden könnten, die nur die Natur allein zu beleidigen scheinen, diese sind es, die auch nur die Natur allein bestraft. Dieses Gesetz, welches die Weisheit zur Religion der Natur bey allen Nationen gemacht hat, ist es, welches alle Menschen zur Tugend und Glückseligkeit führen sollte. So wie Ordnung, Keuschheit, Mäßigkeit, Arbeit und vernünftiger Fleiß, Gesundheit, Frölichkeit, Vergnügen, Fähigkeit, Wohlstand, Achtung, Reichthum, Ehre, Freundschaft und alle Güter des Lebens nach sich ziehet, so ziehen auch alle Laster wider die Natur, ihre Strafen, ihren Umsturz, Elend, Schmerzen und Verachtung nach sich. Ich habe immer bemerkt, daß sich die meisten mehr durch physische als moralische Wahrheiten leiten lassen. Es bedarf nur einer mäßigen Auf-

merksamkeit, um die Folgen aller unsrer Lieblingsneigungen einzusehen. Wenn wir den Zornigen von den gefährlichsten Gallenkrankheiten, den Rachsüchtigen von plötzlichen Schlagflüssen, den Hochmüthigen von Verwirrung der Sinne, von Magenkrämpfen und Coliken, den Verschwender von hypochondrischen Uebeln, den Geizigen von Traurigkeit, verzehrenden Fiebern und tödtlicher Verderbniß aller seiner Säfte, den Neidischen von Aergerniß und Gelbsucht u. s. w. bestraft sehen, so wird uns der Einfluß der Modelaster noch weit leuchtender in die Augen fallen.

Der Trunkene wird zuletzt das unglücklichste Opfer seines Gaumens, er verliert allen Reiz zum Essen, er wird mit den empfindlichsten Schmerzen gefoltert, er wird von hitzigen Fiebern, von Auszehrung oder Schlagflüssen überfallen. Stein- oder Gichtschmerzen machen seinem Leben ein Ende. In der einen nüchternen Hälfte seines Lebens ist er vom Verdruß, Ekel, Aergerniß, und Langerweile, und in der andern in seinem Thierähnlichen Zustande aus Schlafsucht und Gedankenlosigkeit der Freundschaft unfähig. So gewiß es ist, daß die Bewohner der nordischen, und solcher Gegenden, die dem Weinwachs und den Unordnungen, die aus dem Rausch

erfolgen, von der Natur entzogen sind, dauerhafter und von långerm Leben sind, als die Bewohner der hitzigern Weinlånder, so gewiß ist es, daß die schmerzhaftesten Krankheiten des Kôrpers, die traurigsten und unheilbarsten Gewohnheiten, die Beraubung des Verstandes, der elendeste und frühzeitigste Tod die Folgen der Ausschweifung im Trunke sind. Zum Glück ist dieses Laster aus unsern Zeiten zum größten Theile verbannt. Es ist in eine andre Art der Unmäßigkeit des Gaumens übergegangen.

Die Unmäßigkeiten der Tafel, die an die Stelle der vorigen getreten sind, haben durch die erkünstelten Speisen, durch den unnatürlichen Hunger, den sie erwecken, durch die Ueberladung, die daraus folgt, den Kôrper zu einer Maschine gemacht, die alle Kräfte allein zur Verdauung gebraucht, die allen Schwachheiten ausgesetzt, die von beständigen Krankheiten geplagt, die der Seele an allen ihren Thätigkeiten hinderlich ist, die immer durch Aderlassen, Reinigungen, und alle Operationen der Kunst in ihrem trägen Gang erhalten werden muß, die sich beschwerlich, andern unausstehlich und der Freundschaft meistens unfähig ist. Der bernische Arzt, D. Langhans hat in seinem Buche von den Krankheiten der Hof-

und Weltleute den vielfachen Schaden unsrer Modetafeln sehr bündig und ausführlich erwiesen. Die physische Reihe der Uebel, die aus der Unmäßigkeit erwachsen, ist zu groß, als daß wir ihrer erwähnen könnten. Die moralischen Uebel, darunter der Zorn, die Wollust, die Eifersucht, der Neid, die Traurigkeit, die Unempfindlichkeit, die Kaltsinnigkeit, die Gedankenlosigkeit und der Unmuth unausbleibliche Folgen sind, lassen leicht urtheilen, wie selten und wenig alle Wollüstlinge ausser der Tafel zu den Empfindungen der Freundschaft fähig seyn können.

Wenn wir die Leichtsinnigkeit der Franzosen, die Schwermüthigkeit der Engländer, die Unempfindlichkeit der Holländer, die Geilheit der Italiener, die Wildheit der Nordländer und alle charakteristische Laster der Nationen in ihrem ersten Grunde entdecken wollten, so dürften wir nur den Gebrauch der französischen Weine, den Geschmack der Engländer am rohen, an heftigen gegohrnen Geträänken, das beständige warme Getränke der Holländer, die reizenden Nahrungsmittel des italienischen Bodens, und den Aufwand der Russen und Pohlen in gebrannten Wassern berechnen, um die physicalischen Ursachen ihrer moralischen Fehler zu entdecken.

Vielleicht sollten einige glauben, daß Wollüstige, die nur in Mittheilungen der empfindlichsten Vergnügen ihr größtes Glück finden, am fähigsten zu dem theilnehmenden Triebe der Freundschaft wären. Sie sind es auch in der That, in der ersten Zeit ihres Rausches. Ein feuriger Liebhaber, den die Unordnungen der Sinne noch ungeschwächt gelassen haben, ist wahrhaftig auch der zärtlichste Freund. Aber das beste Geschenk der Natur ist leider, wie alles was zunächst an die Vollkommenheit gränzt, auch dem größten Verderben, dem gefährlichsten Falle und dem äußersten Umsturz durch eine unerklärbare Anstalt der Natur, am nächsten.

Kaum hat der brennende Jüngling den ersten Schritt in dem reizendsten aller Laster gethan, so bahnet der zweyte schon die Wege zu seinem Verderben, und mit dem dritten stürzet er schon in den unaufhaltsamen Abgrund hinunter. Eine unendlich mannigfaltige Erfahrung überzeugt uns, daß die Ausschweifung der Wollust, alle verbotene Liebe, alle verborgene Sünden, Entkräftung, Lähmungen, Gichten, alle traurige Nervenkrankheiten, hypochondrische Uebel, Mutteraffecten, Angst, Traurigkeit, Schwermuth, Raserey, fallende Sucht, Schlagflüsse, und die un-

ausstehlichsten Schmerzen in beyden Geschlechtern verursachen.

O möchten so viel traurige Zeugen der schrecklichsten aller Plagen, die auf den grossen Plätzen von Wien und Paris lebendig in die Fäulung übergehen, möchten so viel trostlose Jünglinge, die in der Zeit der Blüthe abgelebte Greise, schwermüthige wandelnde Skelete zu seyn schienen, möchten die klagenden Stimmen aller Elenden aus allen Krankenhäusern der Erde, in die Ohren der Wollüstigen schallen! möchten alle Seuchen, die den fünften Theil des Erdbodens aus dem Schooße der Wollust vergiftet haben, möchten alle Bilder des Elends, das schrecklicher als der Tod ist, in die Augen des noch unschuldigen Jünglings leuchten, und seine Seele rein, und seinen Körper unbefleckt erhalten! Möchte jeder Vater zu der Zeit, wenn die gewaltigste und unwiderstehlichste aller Leidenschaften erwacht, wenn sie die Imagination des brausenden Jünglings entflammt und sein Herz mit nie empfundenen Trieben schwellt, — möchte er da den Keim der Wollust, nicht in Opernsälen, nicht in verführenden Gallerien, nicht in unzüchtigen Büchersälen, nicht in ausschweifenden Gesellschaften, in allen Auf-

tritten der unschuldigscheinenden Laster, möchte er ihn in dem grausvollen Anblick der Spitäler, in den schrecklichsten chirurgischen Operationen, in der Verzweiflung der Verbrecher auf ewig ersticken!

Alle Ermahnungen der kalten Vernunft, alle Lehren der Moral, alle Vorstellungen der lohnenden Tugend, die Hoffnungen des Himmels und die Schrekken der Hölle sind nichts in dem Augenblicke, da der Reiz der Sünde über die Dämme der Vernunft bricht. Das Herz überwältigt allezeit den Verstand. Der Zug ist unwiderstehlich, wo er einmal durchgebrochen ist. Himmel und Hölle verschwinden in der Stunde der Versuchung. Das offne Grab, das Schwerd des Todes, der Bliz des Himmels würden den bezauberten Jüngling nicht abhalten, des Gift der Sünde zu verschlingen, wenn er es einmal gekostet hat. Nur Einen habe ich gesehen, den der furchtbare Anblick des Spitals und aller Opfer der Unordnungen der Sinne in dem Alter der herrschenden Wollust auf dem Wege der Tugend erhalten hatte.

Wenn einmal der Hang zur Wollust den blutvollen nervichten Jüngling in den Abgrund der Wollust gestürzt hat, denn fahre hin schöne Tugend, und

du, Gespielin seiner unschuldigen Jahre, du süße göttliche Freundschaft. Gleich dem bäumenden Rosse verachtet er den Zügel der Vernunft, die Leitung der Freundschaft, die Stimmen der Warnung, die Thränen der Zärtlichkeit, das Elend der künftigen Tage, das Unglück vaterloser Kinder, das eilende Verderben, das Schrecken der Krankheit und den nahenden Tod.

Je mehr er den Zauberbecher der Wollust an seine Lippen bringt, je heftiger sein Rausch ist, je rasender eilt er in sein Verderben, bis Unvermögen und Entkräftung, auszehrende Seuchen, und alles Elend der Sünde den traurigen Cirkel beschließt. Denn trägt er auf der blassen, todbleichen Wange, und in dem verloschenen Auge in dem unempfindlichen ängstlichen Herzen, in dem verfallnen Körper, in dem Unmuth und Unverstand seiner Seele die schreckliche Geschichte seiner eignen Verwüstung; denn hat er statt den glücklichen Freund seiner Jugend, statt den unschuldigen Theilnehmer seiner lautern Vergnügen, nur die Thräne des hülflosen Mitleids im elenden Alter noch übrig.

Von der Arbeit.

Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brod essen! Dies war der erste und heilsamste Befehl Gottes. Weit entfernt, zu glauben, daß dieser Befehl etwas hartes enthalte, ist er vielmehr voll von einer unschätzbaren Güte. Unsre Neigung zu so vielen Wollüsten, die uns der überall offene und freygebige Schooß der Natur darbietet, würde ohne Arbeit bald unsre Tage geendigt haben. Nur für den Undenkenden ist die Arbeit eine Plage. Dem Tugendhaften ist sie eine angenehme Wollust, und seine Mühe eine süsse Zufriedenheit der Seele. Er bewahret seinen Leib wider tausend Gebrechlichkeiten, und seine Seele wider eine ekelhafte abmattende Langeweile: er vollendet den Lauf seines Lebens nach seiner göttlichen Bestimmung, indem er sich und andre glücklich macht, und sich den Weg zu einem unvergänglichen Vergnügen bahnet. Nur darum hat Gott unsern Leib mit so vielen Werkzeugen, die zur Ar-

beit, zur Bewegung, zur Thätigkeit und nicht zur Ruhe erschaffen sind, versehen, damit mir ihrem Zweck gemäß unser und andrer Bestes damit schaffen; und zugleich hat er das angenehmste Vergnügen mit der Erholung, mit der Zufriedenheit nach der Arbeit, mit dem Genuß des Verdienstes und mit der herzerquickenden Ruhe verbunden.

Wäre dieß nicht die gutthätige Absicht der ewigen Weisheit gewesen, worzu sonst hätte sie unsrer Seele diese unermüdliche Geschäftigkeit, diesen brennenden Durst nach Kenntnissen, diese immerdaurende Fortsetzung der Gedanken gegeben? worzu sonst hätte sie ihr diese bewundernswürdige Fähigkeit beygelegt, die, jemehr sie sich erhebet, jemehr sie unerreichbare Höhen über sich siehet? worzu sonst hätte sie den Trieb nach Arbeit und Denken unzertrennlich mit ihrem Wesen verbunden, als daß sie allenthalben den weisheitsvollen Gott erkennen, ihm nachahmen, und in der Betrachtung seiner Güte und Gnade, mit den seligsten Empfindungen von Freude und Dankbarkeit gegen sie belebt werden sollte?

Edle Betrachtung! gesegnete Arbeit! so lange diese Welt in ihrer angewiesenen Bahn fortrollen

wird, so lange der unermüdliche Kreislauf der Natur in alle erschaffene Wesen Leben und Bewegung ergiessen wird, so lange wirst du das wahre Glück der Menschen seyn, so lange wirst du Frölichkeit und Gesundheit deinen Kindern gewähren, so lange wirst du mit deinem fühlbarsten Vergnügen ihren Fleiß belohnen. In jedem Stande der Menschen ist nur die Glückseligkeit mit dir verbunden. Du bist der Tugend, was das Leben dem Körper ist; du bist dem Leben, was die Seele dem Leibe ist. Dank und Anbetung sey Gott, der die Arbeit für den Menschen schuf!

Der Müßiggänger allein ist freudenleer. Sein Körper, der ohne Bewegung die Beute aller Krankheiten, der Sammelplatz aller Ausschweifungen wird, ernährt eine schläfrige, träge, gedankenlose, und aller Freuden unfähige Seele. Immer mit unerreichbaren Wünschen beladen, eilt er von Vergnügen zu Vergnügen fort, und findet überall Verdruß, Langeweile und Ekel. Die Schwermuth, Unzufriedenheit und Hypochondrie quälen den unnützen Müßiggänger. Die Krankheiten umringen ihn frühzeitig, der Mangel überfällt ihn im sorglosen Schlummer, die Freundschaft fliehet aus sei-

nem unthätigen Arm, und die Verachtung lagert sich auf sein Grab.

Das älteste Sprüchwort bezeuget, daß ein müssiger Körper zu allen Ausschweifungen Anlaß giebt. Wenn je verwegene Gedanken, lüsterne Begierden, boshafte Absichten in uns aufsteigen, so ist es nicht leicht in den Stunden der Beschäftigungen, sondern in der Zeit der Unthätigkeit. Nur darum verfallen die Reichen so oft in die Sünden des Fleisches, weil sie unbeschäftiget ihre Zeit im Schoos der Ruhe und des Vergnügens zubringen. Und auch darum erschöpfen sie so geschwind den engen Cirkel ihrer rauschenden flüchtigen Ergötzungen. Darum auch ist die Langeweile in allen ihren Folgen und Wirkungen die schrecklichste Geissel der arbeitslosen Verschwender.

Alle Leidenschaften unsres Gemüths wirken mit vieler Kraft auf den Leib, und richten darinnen insgemein eine große Unordnung an. Der Verdruß und die Traurigkeit, die aus der Langeweile entstehen, müssen bey einem Müßiggänger von stärkerer Wirkung als bey andern Leuten seyn, die starke Fibern haben; seine Lebensgeister müssen sich langsamer in alle Theile ergiessen, und dadurch der Kreislauf der

Säfte desto schwächer werden. Die Verdickung des Bluts, die Verstopfung der kleinen Gefässe, die hypochondrischen Zufälle, alle Martern, die die einsamen Müßiggänger quälen, sind unvermeidliche Folgen ihrer unglücklichen Erziehung und ihrer traurigen Gewohnheit.

Es giebt Tagelöhner, die mit dem Verdienste eines Tages das Bedürfniß des folgenden erlangen, die ohne Krankheiten alt werden, ohne Reue und Schmerz den Tod erwarten; da hingegen der Erzbischof von C. mit einem jährlichen Einkommen von viermalhunderttausend Livres nicht auskommen konnte, und im hohen Alter in Armuth starb. Ein junger Engländer bezahlte einer Sängerin für eine einzige Gunst hundert und zwanzigtausend französische Livres, und eine fast unheilbare Krankheit war die Frucht seiner Verschwendung. O unglückliche Geschöpfe, die ihr den Werth eines tugendhaften Lebens und die Süßigkeit der Arbeit nicht kennet!

Was für angenehme Empfindungen, was für selige Beruhigung entstehet nicht in der Seele eines Menschen, der durch nützliche Beschäftigungen sich in einen Stand gesetzt hat, daß er Arme mit seinem Vermögen erquicken kann, daß er ihr Leben frey von Bekümmernissen machet, daß er ihre

Seele der Tugend zugeführt, daß er ihre Unschuld von Fallstricken, und ihre Leiden gemindert hat? Was für doppelte und vielfache Vergnügen kann ihm sein Fleiß in den Stunden der Erholung mit würdigen gefühlvollen Freunden gewähren? Kein Müßiggänger ist tugendhaft; kein Freund kann es ohne Tugend seyn. Tugend und Vergnügen wohnen nur bey der Arbeit.

Von den reichen üppigen Verschwendern, die die Erde mit der Last ihrer Unthätigkeit drücken, siehet der undenkende Haufen nur den schimmernden Aufzug, die Ehre die sie umgiebt, die Ruhe die sie erwartet, die Tafeln, die Diener, die Chöre, die Schmeichler, die Wollüste, die sie umringen; könnte er aber den Unmuth, die Traurigkeit, die Vorwürfe, die Angst, die Furcht, die Schaaren von schmerzhaften und tödtlichen Krankheiten sehen, die sie umringen, wie wenig würden sie ihre Stelle wünschen! wie froh würden sie an ihre gewohnte Arbeit gehen! wie dankbar würden sie gegen die Vorsehung seyn, die sie von den grossen Plagen und Versuchungen befreyt hat!

Versuchts, ihr Sterbliche, macht euren Zu-

Braucht, was die Kunst erfand und die Natur euch gab;
Belebt die Blumenflur mit steigendem Gewässer,
Theilt nach Korinths Gesetz gehaune Felsen ab;
Umhängt die Marmorwand mit persischen Tapeten,
Speist Tunquins Nest aus Gold, trinkt Perlen aus Smaragd,
Schlaft ein beym Saitenspiel, erwachet bey Trompeten,
Räumt Klippen aus der Bahn, schließt Länder ein zur Jagd!
Ihr werdet arm im Glück, im Reichthum elend bleiben.

O Gefährtin meines Lebens, Arbeitsamkeit und Fleiß! nie müsset ihr von mir weichen. Euren wohlthätigen Wirkungen danke ich das gesunde Blut, das in meinen Adern läuft, und die Kräfte des Verstandes, die mich vor der Unthätigkeit und dem Hange zum Laster bewahren. Euch danke ich die

glückliche Gewohnheit, nie unbeschäftigt zu seyn, stets nach Vermehrung der Kenntnisse und der Kräfte zu trachten: Euch danke ich auch den balsamischen Schlaf, der mich zu neuer Arbeit erwachen läßt, die Beruhigung des Gewissens, die Vergnügen des Genusses eurer Früchte, die Freuden des Geistes, die Zärtlichkeiten der Freundschaft und der süssen Mittheilungen.

Sonderbar ist der Widerspruch im Menschen. Wir dulden kein schädliches Thier, wir rotten die Dornen aus, wir entziehen den Feldern das Unkraut, aber wir leiden, wir dulden und schützen den unendlich schädlichern Müßiggänger, nicht allein den, der von der unverdienten Gnade der arbeitsamen lebt, sondern auch den mächtigen, dessen schädlicher Schatten ein ganzes Land überdeckt, dessen Wurzeln von dem Blute und dem angstvollen Schweiß von Tausenden ihre Nahrung ziehen, und sie wieder andern eben so unnützen als schädlichen Auswüchsen seiner Laster verschwenderisch mittheilen! Was würdet ihr seyn, wenn wir nicht den Dornstrauch zu unsrer Geissel erwählt hätten?

Nicht das blendende Metall, den Abgott der Thoren, sucht der redliche Fleiß der Tugendhaften.

Beruf und Pflicht, Vernunft und Gesetz Gottes und der Natur, Bedürfniß und Gewohnheit verbinden den Rechtschaffenen von den Früchten seines Fleißes zu erndten, im Schweiß seines Angesichts sein Brod zu essen, und dem Staat seinen Schutz, dem Dienstbaren seinen Dienst, dem Arbeitenden seinen Fleiß, dem Kaufmann seine Gefahr und Mühe, dem Landmann seine Kost, dem Gelehrten sein Wachen zu vergelten, dem Freund sein Vergnügen zu theilen, und dem hülflosen Dürftigen sein Elend zu erleichtern und zu erfreuen.

O so segne denn du, gnädige Vorsicht, auch meinen Fleiß und laß ihn nicht fruchtlos am Wege zertreten oder vom Unkraut der Bosheit erstickt werden! Wenn ich von Herzen dem Guten nachtrachte und so viel an mir ist, keine Gelegenheit ungebraucht vorbey lasse, mit nützlichem Fleisse die Bahn zu laufen, die du mir vorgezeichnet hast, so wirst du den Segen in denen Herzen, die du lenkest und regierest, durch deine Gnade erwecken. Du wirst auch den schwachen Willen zur fruchtvollen Wirksamkeit aufwachen lassen, und dein Werkzeug, o Herr, zum Segen und nicht zum Unsegen, zur Liebe und nicht zum Haß gebrauchen.

Du wollest mich bewahren für Unthätigkeit und Unnützlichkeit, für allen Folgen des Müßiggangs, aus welchem Stolz, Habsucht, Härte, Neid, Haß, Zorn, Unzucht, Betrug, Mord, Lügen, Bosheit, Verleumdung, Unglauben, Verstockung und alles Elend unsrer Seele und unsres Körpers quillt! Du wollest mich das empfangene Pfund zu deinem Dienst und meiner Brüder Besten anwenden lassen! Du wollest den Willen statt der That, den Wunsch statt der Erfüllung, das redliche Bemühen und die treue Anwendung der Kräfte statt der Ausführung gelten lassen, und endlich das Wollen und das Vollbringen selbst in mir wirken!

Von den Aehnlichkeiten der Liebe und Freundschaft.

Ich habe in meinem zwölften Stücke über die Theorie der Freundschaft gesagt, daß sie nur zwischen Personen einerley Geschlechtes statt finden könnte. Es giebt gleichwohl eine tugendhafte Liebe, die mehr der sanften Wirkung freundschaftlicher Empfindnisse als den Unruhen der Leidenschaft, die wir im weiten Verstande Liebe nennen, beykömmt. Der Anfang der Liebe und Freundschaft ist das Wohlgefallen, das wir an dem geliebten Gegenstande haben. Der Anblick der Vollkommenheiten erweckt Freude, diese den Wunsch des Wohlwollens und den Trieb, diese Freude zu geniessen.

Die Rücksicht auf uns selbst hat sowohl bey der Liebe als der Freundschaft statt. Diejenigen Eigenschaften, die wir an uns selbst lieben, lassen uns an dem geliebten Gegenstande diejenige Sympathie empfinden, die aus der Uebereinstimmung der Gemüther, der Gesinnungen, der Neigungen und aller

Harmonien unsrer Seele entstehen. Ein gewisser Abstand der Grundlagen unsrer Seelenkräfte, eine solche Harmonie, die sich nicht auf die Einförmigkeit, sondern auf die Zusammenstimmung gründet, ein Verhältniß der Töne wie der Terzien und Quinten, die einen vollen Accord ausmachen, ist eigentlich der glückliche Punkt, in welchem sich die besten unsrer Triebe vereinigen. So wenig als beständig fortgehende Octaven in der Tonkunst vergnügen würden, so wenig würden zwey ganz ähnliche Gemüther, wenn dergleichen gefunden werden könnten, einer glücklichen Vereinigung fähig seyn. Zwey gleich schläfrige Seelen werden in eine Art von kalter und abgeschmackter Mattigkeit verfallen, sie werden zusammen weniger Vergnügen empfinden, als da, wo die Schläfrigkeit des einen, die allzugrosse Hitze des andern mäßiget. Zwey gleich lebhafte Gemüther werden Mühe haben, einig zu bleiben, oder diese Einigkeit wird von sehr kurzer Dauer seyn. Eine gewisse bestimmte Unähnligkeit macht die größte Harmonie im Ganzen aus.

Wenn die Neigung zwoer Personen verschiedenen Geschlechts entweder den Grad, der sie zur Leidenschaft macht, noch nicht erreicht hat, oder auf-

gehört hat, Leidenschaft zu seyn; wenn sich nichts körperliches in unsre moralischen Triebe mengt, denn kann die Freundschaft zwischen Personen verschiedenen Geschlechts bestehen, so lange die größte Beherrschung ihrer selbst mit der gewissenhaftesten Klugheit verbunden, diese fast unmerkliche Grenzlinie, die so dünne als ein Haar beyde Triebe unterscheidet, nicht überschreiten läßt. Es gehören dazu keine St. Preux, sondern so gewissenhafte, als von aufwallenden Regungen freye Seelen, wie Sterne besaß.

Die Aehnlichkeit der Liebe und der Freundschaft, die wir in ihrem Ursprunge gefunden haben, entwickelt sich noch mehr in Betracht der Wirkungen. Beyde flössen gleichmäßige und wechselseitige Empfindnisse ein: beyde suchen sich durch die Bande dieses Empfindnisses so wohl, als durch die Verknüpfung einer genauen und zur Gewohnheit gewordenen Gesellschaft zu verbinden. Könnte die Liebe bey diesem Zwecke stehen bleiben, sich von dem sinnlichen Genusse entfernt halten, dem Reiz der Sinne und den Wallungen des Bluts widerstehen, so würde die Liebe zwischen Personen zweyerley Geschlechts

mit der, die unter Personen einerley Geschlechts statt hat, schlechterdings einerley seyn.

Die Eifersucht, woran einige Philosophen, die noch unentwickelte Liebe erkennen wollen, ist vielleicht keine Eigenschaft, die ihr allein eigen wäre. Wünschen wir nicht, daß unsre vertrauten Freunde uns andern vorziehen? kann man nicht sagen, daß wir in diesem Betracht etwas eifersüchtig wären? und daß wir doch wenigstens die erste Stelle in dem Herzen unsres Freundes ausschlußweise verlangen?

Ist die Stärke unsers Verstandes alle Triebe der sinnlichen Begierden in unserm Herzen zu ersticken fähig, können wir aus Betrachtungen der Ehre, der Gerechtigkeit, der Tugend und der Religion, denjenigen Theil des physicalischen Endzwecks der Liebe entsagen, der diesen Betrachtungen entgegen stehet; — könnten wir diese Entsagung durch denjenigen Theil der Liebe entschädigen, der mit dem Endzweck der Freundschaft übereinstimmt, und bey ihrem Genusse uns alle die Heiterkeit, die stille und ruhige Befriedigung, und die reine und köstliche Annehmlichkeit, die nur aus dem Schooß der Tugend hervorkommen kann, mittheilet; dargegen uns zu gleicher Zeit, vor der Beunruhigung, der Er-

sättigung, dem Ekel, dem Leeren oder selbst vor den Gewissensbissen sicher stellt, die denjenigen Genuß, dem wir entsagen, nur gar zu oft begleiten oder ihm nachfolgen; — könnten wir ausser dem, was Liebe und Freundschaft eigenthümlich gemein haben, ausser der Hochachtung, der Sympathie, der Anhängigkeit des Wohlgefallens und des Wohlwollens, auch den wechselseitigen Reiz zwischen beyden Geschlechtern und den Eindruck der Schönheit auf die Sinne, der der Liebe allein eigen ist, beybehalten, — könnten wir die süssen Wallungen des Bluts ohne stürmische Regungen der Seele, ohne die Wirkungen der Verfassung der Natur aufzuheben, nur in ihrem Fortgange hindern, und ihren unrechtmäßigen Folgen vorbeugen, — könnten wir dem Rath des Rousseaus gemäß, das höchste Wesen zwischen uns und unsre Geliebte stellen, und als eine undurchbrechliche Schutzwehr ansehen; — so würden wir den höchsten Grad der Freundschaft und der Liebe zugleich geniessen; so würden wir in dem Anblick der Schönheiten und der Vollkommenheiten des Geistes und des Herzens, in dem beständigen Verlangen nach der Gegenwart der Geliebten,

in dem Wunsch nach ihrer Zuneigung, nach dem Vorrecht des ersten Platzes in ihrem Herzen mit der Ausschließung aller andern, selbst derjenigen, welche ihre Anrecht und Pflicht über uns gesetzt hat, in der vertrauten Verbindung des Geistes und des Herzens, alle Vergnügen, alle Süßigkeiten geniessen, die die menschliche Natur zu empfinden jemals fähig seyn wird.

Ich habe durch eigne Erfahrung gelernet, wie viel diese Entsagung kostet, wie schwer der Kampf wider die Natur ist. Es ist nicht genug, daß wir die Gelegenheiten fliehen, daß wir den Ausbruch, der auf einmal die zärtlichste Freundschaft vernichten würde, zu vermeiden wissen; die Gewalt unsrer Beherrschung muß sich selbst bis auf die Einbildungskraft, bis auf die Gedanken, bis auf die Wünsche ausdehnen; alle Vermögen der Seele müssen sich in der Unterdrückung der sinnlichen Liebe zu jener abstracten platonischen Liebe, zu dem Genusse der tugendhaftesten Empfindnisse würdig machen.

Alle Erwägungen einer bloß menschlichen Tugend würden ihre Kraft verlieren. In dem Falle,

da uns ein unwiderstehlicher Zug mit einer Person, die eben so sehr unsre Freundschaft wünscht, als uns die ihrige unentbehrlich zu werden anfängt, in Verbindung bringt, in dem Falle wo uns Gesetze, Zwang, Vorurtheile, vielfache Absichten und unübersteigliche Hindernisse von einer rechtmäßigen Liebe abhalten, und uns nichts als die Freundschaft, die mit so schweren Opfern, so großen Entsagungen, so hartem Zwang, mit einem so heldenmäßigen Kampfe erhalten werden kann, übrig läßt, wo wir der Tugend, der Ehre, der Religion und allem, was heilig ist, entsagen oder uns entschliessen müßten, unsre Triebe zu ersticken; — in diesem Falle kann uns allein die Religion und ihre Hülfsleistungen, ihre Gesetze und ihre Bewegungsgründe, wenn sie ohne Unterlaß unserm Geiste gegenwärtig sind, zu tugendhaften Bestrebungen bestimmen, in den Schranken der vernünftigen Freundschaft erhalten, den Empörungen der Einbildungskraft und der brennenden Wünsche steuren, und uns zu den vertrautesten und zärtlichsten, zu den unschuldigsten und reinsten Theilnehmungen jener Engelartigen Freundschaft fähig und würdig machen.

Um mich gegen eine Leidenschaft gegen Julien sicher zu stellen, (sagt St. Preux in der neuen Heloisse) habe ich das höchste Wesen zwischen sie und mich gestellt: welcher Sterbliche würde es wagen, diese Schutzwehr zu durchbrechen? Die meisten Philosophen, die nur auf die Stärke menschlicher Gründe ihre Rücksicht gehabt haben, hielten allezeit diese eben beschriebene platonische Liebe, diese Freundschaft, die das Wesen der Liebe vernichten und so zu sagen die Natur umschmelzen soll, für eine idealische Träumerey; es sind noch viele unsrer leuchtenden Autorschaft dieser Meynung; gleichwohl beweiset die Erfahrung, daß sie möglich und wirklich ist. Ganz gewiß ist es, daß diese Freundschaft, die so unendlich selten in ihrer Reinigkeit gefunden, die uns bey vollkommen tugendhaften Personen möglich wird, die so leicht aufhört, und entweder ihres unaufhörlichen Kampfes wegen in Trennung oder in den Verlust eines von beyden Theilen, das unter dem Kampfe erliegt, oder in Ausschweifung und lasterhafte Liebe verlöscht, weder in die Theorie der Freundschaft gehört, noch wünschenswerth ist; denn die Entsagung ist grösser als der

Genuß, der Schmerz empfindlicher als das Vergnügen, und die Gefahr unendlich reizender, als was die Vernunft gewähren kann.

In den Augen der Philosophie bleibt die platonische Liebe allezeit eine lächerliche Grille, eine Schwärmerey, die durch unzählige Beweise von der Unzulänglichkeit unsrer angemaßten Stärke, die Vernunft besiegt hat; in den Augen der Religion ist sie der härteste Kampf, darzu ein menschliches Herz aufgefordert werden, und in welchem es allein durch ihren unüberwindlichen Beystand obsiegen kann. Die Natur hat eine platonische Liebe, wenn man sie so nennen darf, eingeführt. Sie fängt da an, wo Unvermögen, Schwachheit oder Alter keinen Kampf übrig gelassen hat; und nur da kann sie als keine Ausnahme der Regel angesehen werden.

Die Freundschaft hat noch diese Aehnlichkeit mit der Liebe, daß sie, wie diese, die zärtlichen und angenehmen Leidenschaften beständig in Uebung erhält, also auch durch die Uebungen des Geistes, die Gesundheit erhält, und die Lebensdauer

verlängert. Durch das Studiren wird der Puls und der Umlauf des Bluts beschleünigt, die Ausdünstung befördert, und der Körper merklich gestärkt, und durch die Mittheilung unsrer Gedanken, wird die Seele in derjenigen angenehmen Anstrengung des zweckmäßigen Nachdenkens erhalten, das wie das Studiren das Wohlbefinden des Körpers und das Vergnügen der Seele befördert.

Ueber die Fähigkeit der National-Charaktere zur Freundschaft.

Unter allen Völkern des Erdbodens sind die Morgenländer am ersten in einem policirten Zustande gewesen. Sie sind aus dieser Ursache der Freundschaft am fähigsten, am würdigsten, und in derselben am eifrigsten gewesen. Die Annalen finden sich bey keinem Volke in einer längern und ununterbrochenern Ordnung als bey den Chinesern. Seit mehr als 4000 Jahren bestätigen die Himmelsrechnungen dieses Volks, die unsre Missionarien durch die mühsamsten Untersuchungen und Rückrechnungen für richtig gefunden haben, daß ihre politische Verfassung bis auf den Einfall der Tartarn, ohne eine merkliche Veränderung gewesen ist. Der Charakter der Chineser, welchen ein starkes Phlegma und eine unermüdliche Aufmerksamkeit und Fleiß auszumachen scheint, ist zu allen Wissenschaften und Künsten aufgelegt. Kein Volk ist mächtiger in seiner Totalität, keines ist klüger und feiner, keines ist reicher und erfindsamer.

Die Fruchtbarkeit ihres Landes, welches wenigstens sechsmal größer ist, als die größte europäische Monarchie; die Verbindung, in welcher alle Theile des Reiches durch den Handel, durch die Flüsse und Canäle, die ganz China durchschneiden, mit einander stehn, der Fleiß der Chineser, welcher keinen Fußbreit Land ungebaut liegen läßt, der Scharfsinn und der tiefe Verstand dieses Volkes, ihre Neigung zur Astronomie, zur Metaphysik und zu allen abstrakten Kenntnissen, alles macht sie zur Freundschaft fähig. Sie sind zwar gegen Ausländer mißtrauisch, sie erlauben sich List und Uebervortheilung gegen sie zu gebrauchen, sie verachten ihre Gesetze, Religion, Gebräuche und Wissenschaften, aber sie sind um desto genauer mit einander selbst verbunden, sie treiben die Verbindlichkeiten und die Gewissenhaftigkeit aufs höchste, sie nehmen so gar von keinem ihrer Freunde Abschied, ohne das Knie auf die Erde zu setzen; und die Wissenschaft des Ceremoniels erfordert bey ihnen ein besondres Studium, so wie sie auch ein eignes Tribunal dazu haben. Die Gelehrten sind auch allein die Adelichen und Grossen im Staate. Der Verkauf ihrer Weiber, vermöge welches die häßlichsten Töchter die reichsten, und die geringsten die schönsten be-

kommen, zeigt von der äusersten Eingezogenheit, in welcher sie erzogen, und der Entfernung, in welcher sie von Mannspersonen gehalten werden. So wohl politische als physikalische Ursachen verhindern alle Unordnungen. Wenn auch die chinesischen Frauen wider ihren Gebrauch ausgehen wollten, so würde sie die Unbrauchbarkeit ihrer Füsse, die so klein sind, als bey einem unsrer Kinder von 4 Jahren, daran hindern. Ihre freundschaftlichen Bezeugungen sind grösser als bey irgend einem Volke in der Welt. Ihre Pracht und Reinlichkeit übertrifft um vieles die holländische und französische. So wohl das äuserliche bey ihren Festen, wo alles erleuchtet, vergoldet, bebändert, beräuchert und brillantirt seyn muß, so gar daß sie kein Geflügel auftragen lassen, dessen Schnabel und Pfoten nicht vergoldet, und wovon die prächtigen Porcellanschüsseln nicht mit blumichten Banden besetzt wären, als die innerliche Delicatesse, übertrifft alle andre Nationen. Die Feuerwerke, die sie in ihren Tafelzimmern bey festlichen Gelegenheiten losbrennen; die Cassoletten, voll von dem besten arabischen Rauchwerke, dessen Rauch sie durch dräthene Röhren an den tapezierten oder lackirten und vergoldeten Wänden herumziehen, und in die ange-

nehmsten Figuren verwandeln; die Musik, die sie dabey hören lassen, die Schauspiele, die sie währen: der Tafel geben; die Zimmer, in welche sie sich bey jedem Auftrage der Speisen von neuem begeben; die Vertraulichkeit, mit welcher nur zwey der besten Freunde an abgesonderten kleinen Tafeln einander gegenüber sitzen, alles zeigt von der feinsten Freundschaft.

Daß die Erfindung des Pulvers und der Buchdruckerkunst, so wie der Gebrauch der Seide und des Porcellans lange vor den europäischen bey ihnen da gewesen ist; ist so weit ausser Zweifel, daß so gar einige Gelehrte behauptet haben, daß bey dem Einfall der Tartarn in China, wo viele Fremde zugleich hinein kamen, ein Italiäner Marcus Paulus die erstgenannten beyden Künste aus China nach Europa gebracht habe. Die praktische Gelehrsamkeit dieses Volkes läßt keinen Zweifel, daß auch die praktischen Tugenden, daß Liebe und Freundschaft bey ihnen viel ausgebreiteter seyn müssen, und der Reichthum des Landes so wohl, als die unermeßliche Volkreichheit von ganz China läßt an ihrem freundschaftsfähigen Charkater keinen Zweifel.

Bey den Ostindianern ist kein Zweifel, daß die allgemeinherrschende Meynung der Seelenwandrung sie zur Freundschaft sehr geneigt und ihr Klima so wohl als ihr Charakter sie sehr fähig darzu machen müsse. Die Meynung der Seelenwandrung ist von einem Ende der Welt zum andern gefunden worden. Sie scheint aber bey den Ostindianern entsprungen zu seyn. Sie enthalten sich aus dieser Ursache alles Genusses dessen, was gelebt hat, um aus Unwissenheit nicht vielleicht die Seele ihres Freundes, die nach seinem Tode in einen Vogel, oder irgend ein ander Thier übergegangen ist, umzubringen. Die Belohnung der Tugend und die Bestrafung der Laster geschiehet nach ihren Meynungen dadurch, daß die Seele eines lasterhaften Reichen in den Körper eines elenden Armen nach seinem Tode übergehet. Man hat eben diese Meynung bey den Aegyptiern, bey den alten Galliern, bey den Russen, bey den Amerikanern so gar eingeführt gefunden. Kein Volk in der Welt übertreibt die Religionsbegriffe so sehr, als die morgenländischen Indianer. Das Fasten, die Bußübungen, die Martern, die Züchtigungen des Fleisches, die sich die Facqvirs selbst auflegen, ist beynahe unglaublich. Der beschwer-

lichste Gottesdienst scheint dem Aberglauben allezeit der beste zu seyn. Die Furcht macht traurig. Die Einbildung glaubt, in dem Leiden, das sie für das Wesen, das sie sich geschaffen hat, erduldet, Verdienst, und durch dieses Erkenntlichkeit zu erlangen. Die Ausschweifung aller Arten sind in einem Himmelsstrich, der das Blut zu den gewaltigsten Leidenschaften entzündet, am häufigsten, doch sind auch die Tugenden in einem nicht weniger hohen Grade da möglich, wo die Imagination am stärksten, und das Herz am wallendsten ist. Sie sind so gastfrey, daß sie auch das letzte ihres Vorraths mit den Reisenden theilen; sie sind so willig, unsre Religion anzunehmen, als ihren Aberglauben gegen beßre Gründe und Wahrheiten zu verlassen; sie geben so gar ihre Töchter freywillig den Matrosen, und ihre Freygebigkeit hat kein Beyspiel unter den Europäern. Ein Volk wie dieses, ist gewiß der zärtlichsten und beständigsten Freundschaft, so wie aller Tugenden und alles Guten fähig.

Die Perser und Armenier sind ihres ausserordentlichen Fleißes wegen bekannt. Die Eifersucht, die bey ihnen im höchsten Grade herrscht, zeigt von dem hohen Grade ihrer Zärtlichkeit. Sie sind, wie alle

Morgenländer, einnehmend, gastfrey, höflich, und ausserordentlich freygebig und prächtig gegen Fremde. Ihr Zutrauen ist schwer zu erlangen, aber ihre Verbindnisse sind unzertrennlich. Die Treue dieser Völker, die Unterwürfigkeit gegen die Gesetze, die Anhängigkeit an ihre Religion und Gebräuche, die Heiligkeit ihres gegebenen Wortes sollte sie uns zu Beyspielen machen. Die Güte ihres Herzens macht, daß sie leichtgläubig und auch daher leicht zu betrügen sind.

Mahomed machte sich dieser Anlage des Characters bey den Arabern und Türken zu Nutze. Der Glaube an Gott, und an Mahomed, seinen Propheten, der ihnen im Paradiese eben diese Glückseligkeit, die sie schon zu geniessen fähig waren, in einem erhöhteren Grade versprach, machte Helden aus Barbaren. Die Vernunft schwieg bey dem Anblick des glücklichen Erfolgs. Ein einziger Schwärmer änderte die Religionsbegriffe des größten und besten Theils der Welt. Der Sultan würde ehe allen seinen Unterthanen das Leben nehmen, als einen ihrer Religionsgebräuche ändern können. Gleichwohl sind die Mahomedaner von sehr freundschaftsfähigem Charakter. Die Verehrung, die sie dem Cameele erweisen, welches die Geschenke der Großherrn

nach Mecca getragen hat; die Herbergen, die sie in Constantinopel für die Hunde halten; die Vermächtnisse, die zu ihrem Unterhalte geliefert werden; die Hospitäler, die man zu Surate findet; die Freygebigkeit der Türken; die öffentlichen Bäder, die sie mit ausserordentlicher Pracht zum Gebrauch der Fremden unterhalten, alles zeigt in ihrem Charakter eine Anlage von Menschlichkeit, die sie gegen unsre Beschuldigung rechtfertigt. Nichts gleicht der Zärtlichkeit der türkischen Frauenzimmer. Die Ergebenheit, die sie gegen ihre Männer haben; die Freundschaft, die sie ihnen mit Preißgebung ihres Lebens bezeugen, ist ohne Beyspiel unter uns, und gewiß nachahmungswürdig.

Unter den Afrikanern und Amerikanern, deren ursprünglicher Charakter durch die Spanier und Portugiesen mehr überwunden und ausgerottet, als verändert worden ist, findet sich Einfalt und Unwissenheit, Dummheit und Unfühlbarkeit, mehr als Bosheit und Grausamkeit, deren man sie beschuldigt. Die Anbetung der Sonne, die schuldlose Einfalt der Natur, die Keuschheit der Wilden, ohngeachtet ihres Zustandes, die eheliche Treue und die Furcht, in welcher sie ehe ihr Vaterland verliessen als sich wider-

setzten, die Gutmüthigkeit und die Leichtgläubigkeit, die mehr als dreyßig Millionen dieser unglücklichen Kinder der Natur zu Opfern der spanischen Grausamkeit machte, zeugen von ihrer natürlichen guten Anlage. Ist es zu verwundern, wenn sie zuletzt so grausam als ihre Verfolger wurden? wenn sie Menschenfresser wurden? und Härte mit Härte, List mit List vergalten? Sind die lächerlichen Gewohnheiten, die man von den Negern erzählt, ihr irreligiöser Zustand, ihre Unwissenheit, ihr Aberglauben, und die mehr bedaurens- als belachenswürdige Blindheit, in welcher sie sich befanden, nicht mehrerer Entschuldigung fähig, als Verachtung und Unterdrükkung? Wenn fünf Männer nur Eine Frau gemein unter sich haben, so ist dieses gewiß ein Beweis von einer ungemeinen, und unter den Morgenländern so wohl, als unter den Europäern, gar nicht möglichen Verträglichkeit. Ueberdem sind nicht alle Völker von Afrika in einem so sehr ungesitteten Zustande, als die Reisebeschreiber vorgeben. Man sehe unter die Aegyptier zurück, ob man in den vorigen Zeiten ein klügeres und wissenschaftlicheres Volk, als sie, finden wird? Man betrachte noch die Ueberbleibsel ihrer Pracht, ihrer unnachahmlichen Baukunst, ihrer Stern-

kunst, ihrer Hieroglyphen, aller Künste und Religionen, die von ihnen zu den Griechen und Römern übergiengen; die Herrschaft, die sie schon über alle umliegende Völker ausübten, da noch das jüdische Volk, in der Unterdrückung bey ihnen, zu den niedrigsten Diensten gebraucht wurde; man sehe alle ihre Monumente; so wird man von der Fähigkeit dieser Völker besser urtheilen lernen. Man sehe die heutigen Aethiopier; man gehe zu den Pholeys, jenem ruhigen glücklichen Volke, das in der Lebensart der Patriarchen, in den Gesetzen der freyen Natur ohne Künste und Wissenschaften, bloß durch Tugend und allgemeine Freundschaft glücklich ist; und man überlege denn, ob nicht die Vorurtheile, die ungegründeten Nachrichten, die wenige Untersuchung und die Unmöglichkeit, sich ganz von ihrer Verfassung zu belehren, nicht schuld ist, daß wir diesen Völkern Tugend, Sitten, Gesetze, Religion, Wissenschaften, Künste, Fähigkeiten, Verstand, ja oft so gar die Menschlichkeit abgesprochen haben.

Fortsetzung des Vorigen.

Die europäischen Völker haben unter sich einen viel merklichern und abstechendern characteristischen Unterschied, als alle übrige Völker des Erdbodens. Dieser Unterschied rührt nicht allein von den verschiedenen Himmelsstrichen, von den Religionen und Erziehungen her, sondern von den Revolutionen, die die Zeit, die Kriege und die Umstände nach sich gezogen haben. Die Engländer, die aus dem Schooße Deutschlands nach den kriegerischen Inseln zogen, aus welchen sie die Pioten und Schotten vertrieben, sind ihren Nachbarn den Franzosen, die aus dem nehmlichen Vaterlande das alte Gallien bevölkerten, nicht unähnlicher als die neuern Einwohner Teutschlands ihren ehemaligen Vorfahren. Die Zeiten des Tacitus, wo gute Sitten mehr galten als gute Gesetze, sind nicht mehr. Die Einfalt jener glücklichen Zeiten, wo die teutsche Freyheit in den weiten gränzenlosen Wäldern Teutschlands von Barden besungen ward, die Aufrichtigkeit, die in der teutschen

Miene Redlichkeit und Treue versprach, die Unschuld, die keinen Betrug und List kennete, die Gastfreyheit, die allen heilig, und die Freundschaft, die auf germanischen Boden unzertrennlich und ewig war, diese Zeiten und diese Menschen, diese Bündnisse und diese Glückseligkeit sind unter unsern Brüdern nicht mehr. Wir haben die Kunst an die Stelle der Natur, die Wissenschaften des Rechts an die Stelle des Gefühls des Rechts, die Schönheit dahin, wo sonst Männlichkeit und Stärke war, Sclaverey wo Freyheit, Nachahmung wo Originalität, und Politik wo sonst Freundschaft war, gesetzt. Die Vermischung fremder Sitten, die Nachahmung aller andrer Völker, die Reisen, die unsern Vätern ganz unbekannt waren, das Licht der Wissenschaften, die Verfeinerung der Denkungsart, hat zugleich mit der alten teutschen Unwissenheit, Trägheit, Wildheit und Einförmigkeit auch die Unschuld, die Redlichkeit, die Treue, die Wahrheit und die Freundschaft verdrungen.

Die Schweizer, jener geringe Ueberrest unsrer Teutonier, die ihre Freyheit und ihren Muth in den unüberwindlichen Bergen verbargen, haben noch einige Aehnlichkeit des teutschen, unter uns verlosche-

nen Originalcharakters. Nach ihnen sehen keine Völker unsern Voraltern an Unschuld der Sitten, an Stärke und Muth, an Rechtschaffenheit ähnlicher, als die Nordländer. Ihr Verstand ist ordentlicher, obgleich ihre Einbildungskraft nicht so lebhaft ist als der mittägigen Länderbewohner. Ihr Phlegma entfernt alle Neuerungen. Ihre Regierungsform und ihre Sitten haben wenig Veränderung erlitten. Sie sind in der Treue und in der Freundschaft unveränderlich.

Die Moscowiter lieben noch immer, wie sonst, die Härte der Regierung. Sie wollen in der Strengigkeit, mit welcher sie die Natur belegt hat, behandelt seyn, wie die Parther, von denen Tacitus sagt, daß sie die Gelindigkeit für einen Fehler ansahen, da einer ihrer Könige, der zu Rom erzogen war, ihnen die Härte des Zwanges, in welchem sie lebten, zu erleichtern suchte. Die Unwissenheit dieser Völker, in welcher noch der größte Theil ihrer Nachbarn, der Polen, lebt, ist die Ursache, daß sie nur zu Familienfreundschaften, nur zu solchen Bündnissen fähig sind, die sie vor der Gewalt ihrer Unterdrücker und Feinde sicher stellen kann.

Da die ehemaligen Nordländer, die Italien verheert hatten, von den Griechen, die von den Türken aus Constantinopel waren verdrängt worden, verjagt wurden, brachten diese letztern ihre Urbanität, ihre Lebhaftigkeit, ihren Geschmack und den Geist der Chikane mit, der noch heutiges Tages die Italiener charakterisirt. Italien hatte den Griechen zum zweyten male seine Artigkeit zu danken. Sie behielten von den erstern Zeiten die Raubbegierde, die Grausamkeit, die List, die an die Stelle der ehemaligen Gewalt trat, und den Stolz. Sie gaben der Welt, die sie nicht mehr, wie zu den republikanischen Zeiten, zu ihren Füssen sahen, durch Politik, die den Mantel der Religion trug, Gesetze, die sie in den Zeiten des Aberglaubens eben so beherrschte, wie ehemals der furchtbare römische Adler in unüberwundnen Legionen. Tacitus und Machiavel wurden die ersten Quellen der Politik, die sich von Rom aus über alle europäische Höfe verbreitete. Ausser der Politik haben die Italiener den Geschmack an allen Künsten, die Baukunst, die Bildhauerkunst, die Malerey, die Musik, die Schauspielkunst, und alles, was die Griechen zu ihren angebohrnen Talenten durch ihre attische Verfeinerung beyfügten, in allen Ländern verbreitet. Die

Künste und die Religion der Politik zog die Reichthümer von ganz Europa zum zweyten male nach Rom. Wenn man aber den Schaden erwägt, der neben der Einführung der römischen Politik und des Geschmacks an Künsten aus dem iatalienischen Charakter entstand, der mit jenen nach und nach unter uns national wurde, so ist der Verlust in keinen Vergleich mit dem Gewinst zu setzen. Der Betrug, die Bosheit, die Hinterlist, der Geiz, die Falschheit, die sowohl Ausländer als Innländer zur Freundschaft unfähig machen, die Unsicherheit des Landes, die meuchelmörderischen Gesinnungen, die Heucheley, die giftiger für die Freundschaft ist, als der Biß der Scorpionen und Taranteln, verbannen sie auf immer aus diesem Lande des Betrugs.

Bey den Spaniern und Portugiesen machen die Andacht, die Herzhaftigkeit und die Galanterie den Hauptcharakter aus. Die spanische Indolenz, die sich mit dem maurischen Kriegsgeiste vermischte, erzeugte diesen gemischten Charakter. Der Stolz und die Unthätigkeit macht sie zu allen Verbindungen eben so unfähig, als ungeneigt. In grossen Familien ist es Reichthum und Politik, und bey dem Volke Armuth, was die Bedürfnisse erhält. Die Liebe des

spanischen Frauenzimmers zu den Ausländern gründet sich mehr auf ein wollüstiges Temperament, als auf eine angebohrne und ihnen unbekannte Zärtlichkeit des Herzens. Keinem Volke kann man mehr Unmenschlichkeit vorwerfen, als deren sich die Spanier und Portugiesen gegen die unschuldigen Amerikaner schuldig machten. Sie bedeckten diese goldreichen Länder, welche ihnen niemand zu nehmen verwehrte, mit 30 Millionen Leichen, und verbanneten die traurigen Ueberreste in die Eingeweide der Erde zu einem noch grausamern Schicksale. Sie richteten Hunde ab, die währender Zeit, da sie das Pater noster beteten, die Flüchtigen einholen und zerreißen mußten. Sie richteten Inquisitionsgerichte auf, die selbst das Blut Philipps II. ihres Königs durch die Hand des Nachrichters verbrennen liessen.

Niemals haben sich die Engländer solcher Unmenschlichkeiten schuldig gemacht, so schreckliche Kriege sie auch führten und aushielten. Wenn sie Carl I. umbrachten, so war es Freyheit und Schwärmerey, aber nicht Unmenschlichkeit, die ihn vom Throne aufs Schafot brachte. Ihr Nationalcharakter bildet in allem das Aeuserste, in einigen die Vollkommenheit der Vernunft, in andern die äuserste Wildheit und Grob-

heit. Die Engländerinnen sind sanftmüthig und so gefällig, daß sie gemeiniglich die Grenzen davon übersteigen. Die Herzhaftigkeit artet bey ihnen in unnatürliche Wildheit und öfters in Selbstmord aus. Die Verbindlichkeiten, die wir den Engländern in Ansehung der Philosophie, der Künste und der Schiffahrt zu danken haben, würde ihrer Tiefsinnigkeit, ihrer Tugend, ihrer Arbeitsamkeit und Enschlossenheit zu allem, was gut und lobenswürdig ist, noch mehr Ehre machen, wenn sie weniger eingenommen von sich, und umgänglicher mit Fremden wären. Eben diese Zurückhaltung aber ist auch Schuld, daß sie die Freundschaft, wenn sie sich einmal derselben ergeben, auf eben so hohen Grad treiben, als die Begriffe der Tugend. In keinem Lande hat man stärkere Beweise von Freundschaften, die mit Aufopferung des Vermögens und selbst des Lebens gefunden werden. Sie lieben die Tugend, die Freyheit und ihre Freunde über alles. Sie sind treu wie die Sachsen, von denen sie herstammen, muthig und kühn, wie die See die sie umgiebt, entschlossen und voll Verachtung des Lebens, wenn es auf Freyheit und Tugend ankömmt, aufrichtig und zärtlich im höchsten Grade. Die Stärke ihres Verstandes, und die Fühlbarkeit

ihres Herzens reißt sie zu der Schwärmerey hin. Sie vertheidigen ihre Meynungen mit eben so vielem Eifer, als sie unbekümmert über jedes andern Meynung sind. Sie vereinigen alle vortrefliche Eigenschaften andrer Völker; und wenn irgend eine Nation die fähigste ist zur Freundschaft, so sind es die Engländer.

Wenn man die jetzige Beschaffenheit der französischen Monarchie gegen die Gestalt, die sie vor 1200 Jahren hatte, in Verhältniß setzt, so ist der Unterschied noch abstechender als der Zustand des alten Germaniens mit dem, was wir jetzt sind. Damals war weder Geld noch Fleiß. Unwissenheit und Elend waren allgemein. Die Gelehrsamkeit war in den Händen der Mönche, und die Handlung in den Händen der Juden. Die Franzosen waren vor Carls des Grossen Zeiten, was die Russen vor Peters des ersten, und die Teutschen vor Karl des fünften Zeiten waren. Die gerichtlichen Processe wider die Heuschrecken, die Zauberey, die Exorcismen, das Narrenfest, die Donquischotterien waren bey eben diesem Volke gewöhnlich, welches das witzigste unter allen andern zu seyn verlangt. Man giebt diesem Volke schuld, daß es schmeichle und allzuunter-

thänig sey; gleichwohl nehmen die Franzosen leicht den Nationalcharakter des Landes, in welchem sie fremd sind, an, und behalten nur ihre Lustigkeit und ihre angebohrne einnehmende Gefälligkeit. Die Reizungen der Gesellschaft sind bey keinem Volke grösser als bey den liebenswürdigen Franzosen. Wenn man ihre Flüchtigkeit durch eine Verrauchung der Jugendjahre, und durch solide Vorzüge auf eine starke Freundschaft heften kann, so ist kein Umgang angenehmer, und keine Verbindung schöner, als eines reifen Franzosen. Die Vermischung der weiblichen Charaktere mit den männlichen; die Herrschaft und der Ton, den die erstern allezeit geben, die Leichtigkeit und der zwanglose Witz, der ihre Gesellschaften belebt; die Galanterie, die sich überall bey ihnen hineinmischt, wie die Possen bey den Italienern; die Andacht bey den Spaniern, und die Berechnungen bey den Engländern; die Annehmlichkeiten der Sprache, und die Feinheit des Ausdrucks machen, daß kein Umgang angenehmer, abwechslender, allgemeinverbindlicher, freyer und wünschenswerther ist, als desjenigen Volks, welches seine Sprache und seine Sitten bey allen Nationen Europens eingeführt hat.

Vom Ton der Natur.

Vergnügen ist der allemeine Ton der Natur. Freude ist der letzte Wunsch aller empfindenden Wesen: sie ist dem Menschen, was Luft und Sonnenschein den Pflanzen ist. Durch süsses Lächeln kündigt sie die ersten Entwicklungen der Menschheit im Säugling an, und ihr Abschied ist der Vorbote der Auflösung unsers Wesens. Liebe und gegenseitiges Wohlwollen sind ihre reichesten und lautersten Quellen, Unschuld des Herzens und der Sitten die sanften Ufer, in welchen sie dahin fliessen. Diese Aehnlichkeit der Grundzüge, die die Gottheit über jede Zone des Himmels verbreitet; dieser allgemeine Ton der Natur, den sie bey allen Nationen vom Anfang der Zeiten unverändert erhalten hat, ist der unleugbarste Beweis des Unendlichgütigen, der jedes Fäserchen des wundervollen Gewebes unsres Gehirns und Herzens, unsres ganzen Wesens zu Werkzeugen des Vergnügens gemacht; das uns die Natur aus Himmel und Erde, und allen Elementen,

aus allen ihren Modificationen darbiethet. So wie sich alles Böse, das wider das reine Gesetz der Natur ist, in Schmerz auflöset, so löset sich alles Gute in Vergnügen auf. Dieß ist die große Harmonie der Natur, in welcher so gar der Schmerz vom Uebel entfernt, in welcher es zum Vergnügen vorbereitet und schärft, in welcher er das ist, was der Schatten in einer schönen sonnichten Landschaft, oder was die Dissonanz in einer Symphonie. So sagt Cyrus im ersten Buche des Xenophon, so sagt Xenophon nach dem Socrates, so sagt Psammis nach dem Xenophon: „Die Versüssung der Natur entspringt aus der Arbeit. Ohne Arbeit ist keine Gesundheit der Seele noch des Leibes, ohne diese keine Glückseligkeit möglich.„ Die Natur belohnt uns für den Gehorsam, den wir ihr erweisen, mit dem Genuß ihrer größten Gaben. Sie führt uns von der Arbeit zum Vergnügen, sie leitet uns vom Vergnügen zur Ruhe, sie bereitet aus der Ruhe wieder unsern Geschmack zur Arbeit. Die Arbeit selbst, die unserm Vermögen angemessen und nicht die Auflage der Tyranney, sondern das Beförderungsmittel des freyen Wohlstandes ist, verbreitet über unser ganzes Wesen eine Art von sanfter Wollust, die unser

Vermögen, unsre Kräfte, unsre Empfindungen, und jedes damit verbundene Vergnügen bis an die Gränze des Lebens vermehret.

Den Ton der Natur nicht hören, nicht kennen, heißt sein eigen Herz nicht kennen wollen, sein Glück mißkennen und gegen jede Stimme des Vergnügens taub und fühllos seyn. So oft uns die Natur mit den seligsten ihrer Empfindungen erfreut; so oft die tausendartigen Sympathien der Liebe in unser Herz übergehen, und sollte es ein Herz, ein einziges Herz auf dem Erdboden geben, in welches sie nicht übergegangen wären? so oft ruft sie uns laut und unwiderstehlich zu Freude und Vergnügen auf. Kein Redner hat ihre Sprache eindringender, kein Dichter hat sie rührender gesungen, kein Zeuxis treffender und reizvoller geschildert, als ihre leise Stimme in jedem Herzen des Fühlenden, in jedem Auge der Unschuld mit allmächtigem Tone spricht: „Breite deine Liebe über die ganze Natur aus! liebe alles, was ihr allgemeinstes Geschenk, das Daseyn mit dir theilet! Liebe jeden, in welchem du die ehrwürdigen Kennzeichen der Menschheit erblickest, solten es auch nur ihre Ruinen seyn! Freue dich mit jedem, der sich freuet; trockne die

Thränen der Reue von den Wangen der bestraften Thorheit, und küsse aus den Augen der Unschuld, die Thränen des Mitleidens mit sich selbst! Vervielfache dein Wesen und gewöhne dich, in jedem Menschen das Bild deiner eigenen Natur, und in jedem guten Menschen dein andres Selbst zu lieben. Empfinde, so oft du kannst, das reinste und größte aller Vergnügen auf Erden und im Himmel, das Vergnügen, andre glücklich zu machen!„

Dieses ist der Becher des Vergnügens, wovon etliche Tropfen genug sind, uns aller Mühseligkeiten des Lebens vergessen zu machen. Sie leitet uns nie fehl, die süsse Stimme der Natur: nur unsre Gierigkeit im Geniessen, unsre Unachtsamkeit auf ihre Warnungen, unsre Ungedult leitet uns von der Bahn des Vergnügens ab. Denn ist sie es nicht, die Natur, die uns von einem Grade der Entwickelung zum andern fortführt, die durch die Bedürfnisse unsre Einbildungskraft, und durch die Einbildungskraft unsre Leidenschaften ins Spiel setzt, die die vermehrte Geselligkeit, das verfeinerte Gefühl, die Erhöhung unsrer empfindenden und thätigen Kräfte hervorbringt, wodurch der Kreis unsrer Vergnügungen erweitert, und die Fähigkeit,

unsres Daseyns froh zu werden, mit unsern Begierden zugleich vermehrt wird? Da wo die Stimme der Natur nicht mehr gehört wird, wo ihr Ton von dem Ton des Despotismus überstimmt wird, da hört die Freude und jedes Vergnügen auf: da macht eine allgemeine Muthlosigkeit alle Triebräder der Vervollkommung stille stehen, das Genie wird im Keime erstickt, der Fleiß abgeschreckt, und die Stelle der Leidenschaften, durch deren beseelenden Hauch die Natur den Menschen entwickelt und zum Werkzeug ihrer grossen Absichten macht, nimmt fressender Gram und betäubende Verzweiflung ein; da geht alles Gefühl der Würdigkeit der Natur, des Edlen, des Schönen, alles Bewußtseyn der angebohrnen Rechte verlohren. Die Spanier rühmen sich, daß die Sonne in ihren Reichen niemals auf- und untergehe, sie sollten vielmehr sagen, daß die Sonne niemals über ihre Verbrechen untergehe. Sie haben die Stimme der Natur in allen Schlachtopfern ihrer Grausamkeit und ihres Stolzes, bis auf die Möglichkeit, wieder aufzuleben, erstickt. Sie lassen in den glücklichen Gefilden des mexicanischen Ueberflusses, in den blühendsten Auen des unerschöpflichen Siciliens, in Ländern, über welche die

Natur ihr ganzes Füllhorn ausgegossen hat, die traurigen Zeugen ihrer Unmenschlichkeit verhungern, in eben dem Lande verhungern, wo sonst lucullische Verschwendung und der äusserste Grad der Ueppigkeit herrschte.

Heilige Freyheit! deine Segnungen allein sind Segnungen der Seele! Unser Theil sey noch so geringe, mit dir ist es das Loos des Vergnügens; ohne dich werden die reichsten Gaben der Natur zum Fluche. Ruhe und Traurigkeit komme über die, die sie dazu gemacht haben; die freye Menschen wie einen Haufen Maschinen behandeln, die so, wie die übrigen Thiere, von der Natur hervorgetrieben werden, für sie zu arbeiten, die keinen Anspruch an Ruhe, Gemächlichkeit, und Vergnügen zu machen haben!

Welcher Gegensatz zwischen Sicilien, die ehemals die Kornkammer des ganzen römischen Reichs war, und zwischen der Schweiz, die mehr ein Auswuchs von Europa als ein bewohnbarer Aufenthalt zu seyn scheint!

In dem sicilianischen Enna, wo sonst alle Zaubereyen der verschwendrischen Natur vereinigt waren, wo noch der Reichthum ihrer offnen und ver-

borgnen Schätze unerschöpflich ist; in eben diesen malerischen Dichtergegenden seufzen die unglücklichsten, elendsten, und ärmsten Sklaven; in eben dem Lande bewaffnet die äuserste Armuth die Hand der Verzweiflung mit dem Dolch der Wuth; und in dem ewigen Eiß der bergichten Schweiz, wo die Natur alle ihre Kälte ausgegossen hat; in dem, von ihr vergessenen Lande, das voller Seen, Moräste und Wälder ist, das mit ungeheuren Felsen und ewigen Eisbergen umgeben ist, da hat sie die glücklichen Einwohner mit den unersteiglichen Bollwerken der Freyheit umgeben.

Bloß die Freyheit wirket diese Wunder. Unter ihren schöpfrischen Händen werden die rauhesten Felsen zu fruchtreichen Weiden, die ödesten Wälder zu schönen ebenen Gefilden, die Seen und Flüsse zu Quellen des Vergnügens und die unwirthbarsten Haiden zu segenvollen Erndtefeldern. Doch was bedarf die Mäßigkeit der freyen Kinder der Natur, des Reichthums und des Ueberflusses? In ihren sorglosen Hütten herrscht die Zufriedenheit und die Tochter der Natur, die Freyheit, schon längst aus gesitteten Ländern verbannt. Der fröliche Fleiß ersetzt ihre leichten Bedürfnisse, und die rosenfarbige

Gesundheit sitzt im Arme der Unschuld am kleinen ländlichen Tisch, und haucht Frölichkeit in jedes Herz.

Den Ton der Natur verlassen, führet auf jedem Abwege zum Verderben: im Physischen zur Krankheit und Schmerz, im Politischen zur Sklaverey, und im Moralischen zum Unsinn. Die Vernunft kennt keine grössere Wahrheiten, als die von Gott, der Quelle der Vernunft und der Wahrheit ableiten. Von ihm fließt das Licht über alle Theile der Wissenschaften, die wir zu erkennen fähig sind. Von ihm kömmt alles Gute, welches nur das in Handlung gebrachte Wahre ist. Wer ihn mißkennt, verliert zugleich die Richtschnur des Guten und Wahren. Beyde sind Gegenstände der Philosophie und können nur von dem gesagt werden, der bis zur Quelle des Ewigguten und Wahren hinaufzusteigen und daraus zu schöpfen fähig ist.

Wie konnte ein Mann, der in den traurigen Finsternissen der Epikuräer keinen Sonnenstrahl der Wahrheit sahe, sein stolzes Gewebe von Dialektik, das System der Natur nennen? wie konnte er es wagen, die ersten Gründe aller Kenntnisse wegzunehmen und ein Luftgebäude aufzuführen, das

weder Grund noch Stützen, weder Licht noch Schein, weder Wahrheit noch Nutzen hat? Wäre auch kein Retter der so oft verkannten Wahrheit, wäre auch kein Boudier de Villemaire aufgestanden, der das mirabeauische Schandsystem zerstört hätte, nie würde das Auge der Wahrheit und der Natur allen Auswüchsen der vermessenen Aberweisheit, weder voltairischen noch helvetischen Irrlichtern gefolgt seyn. Keiner hatte den Ton der Natur.

So bald wir den Ton der Natur verfehlen, denn kehrt unsere geblendete Vernunft in eine Mirabeauische Welt zurück, wo sie ungestraft ihr Daseyn in nichts auflösen kann, wo sie des elenden Trostes der Bösen geniesset, überall Mitgenossen ihres Elendes zu sehen. Wie viel wissen wir nicht, wie froh können wir alles übrigen entbehren, wenn wir gelernt haben glücklich zu seyn! Und wie leicht hat die Natur jedem ihrer Kinder diese Kenntnisse gemacht! Jede harmonische Bewegung unsres Körpers, jede sanfte Empfindung der Freude, der Liebe, der zärtlichen Sympathie verschönert uns; jede allzuheftige oder unordentliche Bewegung, jede ungestüme Leidenschaft, jede neidische und übelthätige Gesinnung verzerrt unsre Gesichtszüge, vergiftet

unsern Blick und würdigt die schöne menschliche Gestalt zur sichtbaren Aehnlichkeit mit irgend einer Art von Vieh herab. So lange Güte des Herzens und Frölichkeit der Ton unsres Ausdrucks und die Seele unsrer Handlungen bleiben, sind wir immer glücklich. Freude, Liebe und Unschuld stimmen den Menschen in Harmonie mit sich selbst und mit der ganzen Natur, die das Ohr an kunstlose aber seelvolle Melodien gewöhnen, aus welchen schöne Gefühle athmen, die das Herz in sanfte Bebungen setzen, oder die einschlummernde Seele in süsse Träume wiegen.

Der höchste Grad des Vergnügens, dessen der Mensch fähig ist, sagt der Philosoph Tlantlaquacapatli, ist mit denen Empfindungen unaufhörlich verbunden, welche den grossenEndzweck unsres Daseyns befördern. „Glaube ich am Ende einer feurigen Bestrebung meines Geistes durch die krummen Irrgänge der Einbildung eine schon lange vor mir fliehende Wahrheit erhascht zu haben, oder unterhalte ich mich mit Anschauung eines tugendhaften Charakters; oder mein besseres Selbst hat einen Sieg über das unedlere erhalten, oder ich habe dem süssen Zug der Menschlichkeit gefolgt, und mit sanfter mitleidiger Hand, die Thränen des Unglücklichen ab-

gewischt, die Freude ins bleiche Angesicht des Bekümmerten zurückgerufen. In allen diesen und ähnlichen Fällen fühle ich in dem entscheidenden Augenblick diese göttliche Flamme sich mit einer unaussprechlichen geistigen Wohllust durch mein ganzes Wesen ergiessen. Hab' ich nicht, o Montezuma! den Becher der Freude rein ausgetrunken, und den letzten Tropfen von meinem Nagel abgeschlürft? Aber ich behaupte dir und schwöre, daß die Wollust, eine gute That zu thun, die größte aller Wollüste auf Erden ist.

Vom Gefallenden.

Der Wunsch zu gefallen ist allen Ständen gemäß; denn er kann nur solche Mittel brauchen, die die Vernunft billigt, und die dem Herzen Ehre machen. Die Coquetterie, die allezeit aus einem Mangel an Einsichten, Zerstreuung, angenommenes Wesen, Mangel des Wohlstandes, an die Stelle der einfachen allezeitgefallenden Natur setzen will, verunstaltet mehr, als sie Beyfall erhält. So bald der erste Morgenglanz, der alles Erborgte in ein angenehmes Licht setzt, vorüber ist, so ist die Eitelkeit der einzige Trieb aller Handlungen, die von schmeichelnden Träumen kurze Zeit erhalten und stets vom Gelächter und Verachtung begleitet werden.

Wenn hingegen die Vernunft unserm Wunsch, unserm Trieb zu gefallen die Richtung giebt, wie viel Mittel giebt er uns denn, uns liebenswürdig zu machen; wie beseelt er denn jedes glückliche Talent; in welches angenehme Licht setzt er denn jeden Zug unsers Charakters; wie verschönert er jede Bil-

dung der Natur, die Erziehung und guter Ton verfeinert haben! Wenn in unsrer Rede und in unsrer Handlung, in unserm Ausdruck und Mienen eine vollkommene Uebereinstimmung ist, so giebt dieß eine allgemeingefallende Idee. Man nimmt dieses bey keiner Gelegenheit leichter wahr, als auf dem Theater. Man unterscheidet durch nichts so leicht den feinen geübten und aufgeklärten Weltmann von dem, der es nur zu seyn glaubt. Man sieht oft Personen, bey denen bloß die Stellung, die Miene, der Blick, der Ton, den unbedeutendsten Unterhaltungen so viel Interessantes giebt, daß man ihnen unmöglich die Aufmerksamkeit entziehen kann; daß man so gar Witz, Gelehrsamkeit und Scharfsinn bey ihnen voraussetzt. Es ist an dem, daß dieser erste Eindruck bald verlöscht, wenn der innere Werth der Seele fehlt: aber das Verlangen und die Bemühungen zu gefallen, die sich in der Achtung, in der Aufmerksamkeit, in der allgemeinen Höflichkeit äussern, sind allezeit liebenswürdig, und überall gefallend.

Es giebt Personen, die eine Anlage haben, alles, was unsern Vorstellungen schmeichelt, in ein reizendes Licht zu setzen; alles was die Empfindlich-

keit des Herzens rühren oder den Werth eines Vergnügens erhöhen kann, bald auszufinden, die in allen ihren Mienen und Worten ausgedrückt ist; die Freude, die sie auf jeden in der Gesellschaft verbreiten, scheinet ein Schatz zu seyn, der zum Vergnügen allen Theilnehmenden bestimmt ist. So bald aber ähnliche Charaktere nicht von dem Wunsch zu gefallen, sondern bloß von dem, zu glänzen, angetrieben werden, so hören sie auf, interessant, gefallend und liebenswürdig zu seyn.

Es giebt eine Periode in unserm Leben, wo wir fast allezeit gefallen, aber sie ist die kürzeste aller unsrer Illusionen. Wenn wir zum erstenmal auf das weite Theater der grossen Welt treten, es sey daß wir aus Schulen oder Klöstern, oder aus der Einsamkeit der Privaterziehung kommen, so ist alles unsern Augen neu, alles reizt die Empfindlichkeit unsres Herzens, alles giebt uns den Ton der Naivetät. Der erste Zauber der Sinne, der erste Eindruck des Ungesehenen, die erste Entzückung des Ungefühlten, der erste Roman, der bey seinem Ausgange das Herz aus dem Lande der Ideen, in dem wir waren, in das Alltägliche zurücksetzt; die erste Täuschung unsrer brennenden Imagination

scheinet sich in allen, die mit uns verbunden sind, zu erneuren; wir gefallen, ohne es zu wissen, wir werden nicht bewundert, aber bedauert und geliebt. Die Situation, in welcher wir denn stehen, der erste Erfolg unsres Auftritts, die Verbindungen, in denen wir alsdenn sind, entscheiden oft auf das ganze Leben die Miene unsres Charakters, die Biegsamkeit oder Unbiegsamkeit unsrer Seele, die Geselligkeit oder die Ungeselligkeit, das Einnehmende oder Beleidigende.

Ist der Erfolg unsres ersten Auftritts glänzend, so ist der Neid unzertrennlicher von uns, als unser Schatten. Nur der Wunsch zu gefallen, kann uns denn bescheiden im Glück, warnend vor das unmäsige Zutrauen, achtsam auf den Vorzug, den wir verbergen müssen, und zuvorkommend gegen Geringere machen. Die Ehrenstellen, die uns keinen wesentlichen Vorzug geben, wenn sie von unsern Ahnen, vom Vermögen, von gewissen Verbindungen u. d. g. abhängen, scheinen uns gleichwohl durch die Unterdrückung des Stolzes und durch die Bemühung, auch denn noch zu gefallen, wenn wir es nicht mehr brauchen, einen eigenthümlichen Vorzug zu geben.

Die Achtung gegen diejenigen, über welche uns Wohlthaten oder Dienstleistungen eine Superiorität gegeben haben, ist denn eine der nothwendigsten Pflichten, die uns der Wunsch zu gefallen empfehlen kann. Ohne sie ist die Unerkenntlichkeit und oft der Ausbruch der Feindschaft, die Folge unsrer fruchtlosen Großmuth. Es ist leicht, unsre Unachtsamkeit, unsere Vertraulichkeit für eine Aeusserung des Stolzes oder des Uebergewichts, das wir uns gleichsam selbst bezahlend zu geben scheinen, anzusehen. Sollte es uns nicht zum Vorwurf gereichen, das Vergnügen, das wir in einem, den wir glücklich gemacht haben, aufkeimen sahen, durch unsre Gleichgültigkeit wieder auszutilgen? Der Wunsch zu gefallen, duch denn, wenn wir unsern Zweck erreicht haben, erwirbt uns allgemeine Achtung, Beyfall von Fremden, Liebe von Freunden und Ehrfurcht selbst von Feinden —

Eine noch wesentlichere Eigenschaft, uns allgemeingefällig zu machen, ist die Nachsicht gegen Fehler, die Duldung kleiner Schwachheiten, die Vorsicht bey nachtheiligen Urtheilen, die Entschuldigung, wenn es auf unsre Meynung ankömmt. Diese Mäßigung ist eine Eigenschaft die eben so liebenswür-

dig als selten ist; sie zeigt von eben so viel Klugheit als Güte des Herzens. Die Zeit vernichtet gemeiniglich die lieblosen Urtheile, die Spöttereyen der Witzlinge, und den Tadel der Boshaften, und denn ist das beredtere Schweigen, oder die Entschuldigung eine Ursache mehr, die uns gefallend machen kann.

Nachläßigkeiten sind am leichtesten fähig, Mißfallen zu erwecken. Gleichgültigkeit ist das kränkendste, was einem Mann von Verdiensten im Unglück begegnen kann; wie erfreuend ist es ihm gegentheils, nichts von der Achtung edelgesinnter Personen verlohren zu haben! wir entschädigen den Gefühlvollen bloß dadurch vor alles, was ihm das Glück entzog. Wir empfinden ein eignes Vergnügen in dem, das wir ihm verschaffen. In so fern ist die Gesellschaft der wahre Balsam des Lebens.

Es giebt Personen, die mit einem gewissen, unwiderstehlichen Hange zum Stolz in die Welt treten, oder die sich darum nicht davon losmachen, weil sie keine Ursache wichtig genug finden, ihn abzulegen. Der Wunsch zu gefallen, den ihnen denn die Zärtlichkeit abnöthigt, giebt sie denn der Gesellschaft wieder; eine Demüthigung, die sie nicht er-

warteten, macht ihren Charakter oft allein biegsam und gefallend.

Bey gewissen Personen scheint der Wunsch zu gefallen ihrer Seele allein das Leben zu geben. Sie sind zu der Zeit, da sie sich das Lob der Gesellschaft erwerben wollen, so blendend, so einnehmend, so feurig, so witzig und liebenswürdig, daß man ihnen gern zu der Zeit, wenn sie sich nicht zu gefallen bemühen, zwo Seelen zuschreiben möchte. Nichts ist für die Freundschaft schädlicher, als ein solcher Charakter. Ihre Unähnlichkeit mit sich selbst kann durch nichts gehoben werden, als wenn man ihnen den Wunsch, gefallen zu wollen, lebhaft zu machen weiß. Nur die Neuheit der Gegenstände, nur die Begierde, einen Nebenbuhler zu verdunkeln, kann ihrer Seele wieder die Energie, das Feuer der Imagination, das Spiel des Witzes, die Lebhaftigkeit der Ideen geben.

Unter den Annehmlichkeiten des Umgangs ist die Aufmerksamkeit, mit welcher wir zuhören, ein vorzüglich gefallender Reiz der Gesellschaft. Er unterscheidet jeden Grad der Lebhaftigkeit, und giebt ohne eine fade Bewunderung, oder Beyfall für jeden, jedem Verdienste seine Achtung, und jeder

Erhöhung schöner Gedanken ein zurückstrahlendes Licht. Ohne weiser scheinen zu wollen; ohne die Gedanken errathen und das beantworten zu wollen, was noch nicht gesagt ist; ohne zu unterbrechen, und witziger in der Antwort zu seyn, giebt uns die bloße Aufmerksamkeit, frey von diesen Fehlern des Umgangs, das Vorrecht, zu gefallen, ohne zu reden. Der Wunsch zu gefallen, heilt oft die größten Fehler im Umgange, die Gleichgültigkeit und die Zerstreuung der Gedanken.

Die Gefälligkeit und Herablassung im Umgange hat überall gleiche Annehmlichkeiten, es sey daß wir unsre Biegsamkeit zu jedem Charakter, oder die Theilnehmung an jedem aus der Gesellschaft, die Aufsuchung alles dessen, was intereßiren kann, oder die Verbergung unsrer eignen Vorzüge, die Verschwiegenheit über das, was uns nur selbst angeht, die Enthaltung glänzen zu wollen, oder den Widerspruch zu unterdrücken, zu zeigen uns bemühen. Die Vermeidung dieser Fehler, die so oft in allen Gesellschaften herrschen, machet allein einen sehr gefallenden Vorzug bey Personen von gutem Ton. Die Vertraulichkeit, so wie die Entdeckung besondrer

Meynungen, sollte bloß auf den Umgang philosophischer Freundschaften eingeschränkt bleiben.

Die Feinheit der Empfindung verliert sich durch den Beyfall der Gesellschaft oft so weit, daß wir nicht bemerken, daß der Ton, den wir allein angeben, ohne andern sich zu zeigen Gelegenheit zu geben, nothwendig mißfallen muß: deswegen, sagt Montagne, sind die grossen Redner, deren Gedächtniß unerschöpflich ist, meistens in Gesellschaften überlästig. La Bruyere schränket die Annehmlichkeiten des Umgangs auf das Spiel des Witzes und auf den glücklichen Gebrauch des Gedächtnisses ein. Die methodischen Köpfe sind meistens in guten Gesellschaften ungern gesehen, denn sie können keinen Gegenstand verlassen, ohne ihn ganz durchdacht und von allen seinen Seiten besehen zu haben. Auch gefallen Leute von mäßigen Kenntnissen mehr als Gelehrte in Gesellschaften.

Einer der besondersten Vorzüge des Umgangs ist auch dieser, daß er die Langeweile auf die angenehmste Art ausfüllt, und jeder, der sie in seiner Gesellschaft zu überwinden weiß, wo sie sich einmal eingedrungen hat, ist sicher zu gefallen. Die Gelehrten verstehen sich am wenigsten darauf. Sie

bringen sie oft selbst mit sich, und nur Leute von gutem Ton, von langer Uebung im Umgang, von feinerm Gefühl, verstehen die Kunst, in der Erfindung, in der Zusammenhaltung verschiedener Charaktere, in der Vergleichung, Absonderung, Verschmelzung, in dem Uebergang und Verbindung der verschiedensten Ideen das Vergnügen der Gesellschaft und das allgemein Gefallende in jeder Situation und zu jeder Zeit zu verschaffen.

Diese Kenntnisse erlangt man nur in der grossen Welt, und nichts kann dazu dienlicher seyn, als eine genaue Untersuchung der allgemeinbeliebten Charaktere. Eine unsrer liebenswürdigsten Zeitgenoßinnen mahlt ihren Charakter und ihr Bild in ihren allgemeinbeliebten Werken, wie wir ihn hier abzeichnen. Meine Gesichtsbildung trägt den Ausdruck der Aufrichtigkeit meines Herzens; meine Handlungen haben sie noch nie widerlegt. Rede ich mit einer Person, die ich liebe, so bin ich lebhaft und lustig, kalt gegen fremde, und hart gegen die, die ich verachte; ich habe mit Unbekannten nichts zu reden und ich scheine blödsinnig, so bald ich mich ennuiire. Ein einförmiges Leben verschafft mir eine beständige Gesundheit, die weder Verdruß noch eine

traurige und lange Unterwürfigkeit hat zerstören können. Mein Humor ist sehr ungleich, er hängt von der Stellung meiner Seele ab: alle meine Empfindungen bilden sich auf meinem Gesicht ab. Bey dem ersten Anblick liest man in meinen Augen, ob die Lustigkeit oder der Ernst meine Unterhaltung beseelen wird. Ich habe einige, aber wenige Freunde; wenn es möglich wäre viel zu haben, so würde ich gleichwohl nur wenige lieben können. Der Witz entzückt mich, ohne mich zu verführen, die Güte des Herzens reizt, gefällt und fesselt mich stets. Ich halte mich mit dem Geschmack an Mäßigkeit für reich genug, denn ich habe nicht die grenzenlose Begierde, und folglich auch nicht die Bedürfnisse der Reichen. S. Oeuvres de Me. Riccoboni.

Vom physischen Schönen.

Das Grosse und Schöne in der Natur wird von keinem Auge verkannt: nur die Nachahmung der Kunst ist bey jedem Volke verschieden; bey jedem Alter in andern Verhältnissen und nie ungewisser als da, wo das verwöhnte Auge der Kritik den partheyischen Ausspruch thun soll. Der blosse Anblick der Natur bey einem gesundorganisirten Körper thut in einem empfindlichen Herzen eine stärkere Würkung, macht einen richtigern Eindruck, und giebt reinere Lehren vom Schönen und Erhabenen, als alle Regeln des Longin, Aristoteles, Batteux und Dorats. Auch ist die Natur voll unnachahmlicher Schönheit.

Der Aufgang der Sonne über einem ruhigen Ocean, der Niedergang an einem Wolkenlosen Himmel, der Aufzug der Nacht in dem ewigen Azur des grenzlosen Horizontes, der Mond über einem schlafenden Thale, das Weltmeer, das sich von allen Seiten mit dem Himmel zu vermählen scheint, der Seesturm und alle seine Erscheinungen, der rothe schlängeln-

de Bilt in einem verschwindenden Gewitter, der Anblick einer Saatebne nach dem befruchtenden Regen, das erste Grün der Bäume, der Wasserfall in einer Schweizergegend, die Aussicht von einem Pico, der Rauch und das himmelstürmende Feuer des Aetna, oder des ewigbrennenden Strombolo, alles dieß sind grosse, erhabene, rührendschöne, aber unnachahmliche Gegenstände. Um wie viel ist das grosse und majestätische Bild des Regenbogens prächtiger, ob es gleich nur das Werk eines Augenblicks ist, als die hundertjährigen Arbeiten ganzer Nationen an traurigen ägyptischen Monumenten? Um wie viel übertrifft das einfache Lied einer melancholischen Nachtigall in einer romantischen Gegend bey dem leisen Geschwätz eines Wasserfalls das vielstimmige Geräusch eines Opernsaals bey einem verliebten Herzen? Gleichwohl hat oft der Modehang, der allzufeine Geschmack, die Verfeinerung der nachahmenden Kunst bey gewissen Nationen die Originalität der schönen Natur verdrungen.

Die heutigen Franzosen und Italiener sind meistens nur gegen die Werke der Kunst, und wenig gegen die einfachern und unendlichschönern Auftritte der

Natur empfindlich. Rousseau gesteht zwar, daß von allen möglichen Erscheinungen keine die Majestät der Natur übertreffe, aber für die meisten ist nur der Opernsaal, das Schauspielhaus, der Masquenball und die Blendwerke der unvollkommenen Kunst ein weit vorzüglicherer Gegenstand der Bewundrung, als die Natur, die für sie eine reizlose veraltete Schönheit geworden ist. Die meisten unter ihren Dichtern tadeln uns so gar, daß wir zu pünktlich in Beschreibung der Scenen der Natur wären.

Die Bilder aus dem Homer sind wahre Bilder des Erhabenen. Sie sind für unsre Zeiten, in denen man nur das Niedliche liebt, zu riesenförmig, zu kühn gezeichnet. Er läßt seine Götter drey Schritte thun, und mit dem dritten sind sie am Ende der Welt. Ossian und Shakespear zeichneten nach eben den originalen Zügen, sie haben aber nur in England ihr Glück gemacht. Es wird vielleicht noch lange Zeit brauchen; ehe wir wieder in den Gesichtspunkt treten, aus dem wir das wahre Grosse und Schöne von dem Uebertünchten, womit uns unsre Nachbarn beschenkt haben, zu unterscheiden und zu schätzen lernen. Fast überall ist das Grosse mit dem

Schönen verbunden, und selbst, wo nichts ist, wovon wir uns die Idee des eigenthümlichen Schönen absondern könnten, rührt uns das Grosse. Trüblet, la Bruyere und Marmontel haben nach dem Longin und Montagne viel feine und lehrreiche Bemerkungen über das Grosse gemacht, aber wenig von dem wesentlichen Charakter des Grossen gesagt, wovon ich in meiner folgenden Abhandlung Erwähnung gethan habe; aber noch wenigeren hat es so, wie dem Batteux geglückt, so mannigfaltige Ideen des, durch die ganze Natur in allen ihren Modificationen zerstreueten Schönen, auf einen einzigen Grundsatz zu vereinigen. Nichts ist so allgemein bekannt und nichts so verschieden, als das Schöne:

Nichts ist so unbestimmt, als der Begriff der Schönheit. Wenn die Bildseule der Juno vom Zeuxis noch in einem Musäo aufbehalten würde, so würden die Kenner vielleicht gestehen, daß es nach griechischen Contouren das Ideal der Majestät wäre. Die Venus von Medicis und der vaticanische Apoll werden für Muster der Schönheit gehalten. Sie sind es in Italien, sie würden es nicht eben so in England seyn. Ein Engländer sieht die Idee einer Schön-

heit, die fünf Fuß hoch ist, schon für lächerlich an. Das Καλον der Griechen wird weder im physischen noch moralischen Verstande an zwey Oertern auf dem Erdboden eben dasselbe seyn, wenn bloß das kunstlose Auge der Natur den Ausspruch thun soll. Die Simplicität und die Einheit des Plans ist von je her von den Kennern zum Wesentlichen der Schönheit erfordert worden; und wenn man allzuüberhäufte Vorstellungen zusammen verbindet, so ist es schwer, die Vereinigung von Grösse, Majestät und Schönheit damit zu verknüpfen.

Gleichwohl müssen alle Reisende bekennen, daß kein prachtvolleres Schauspiel, keine schönheitsvollere Scene auf der Welt, selbst die Illumination der Peterskirche zu Rom nicht ausgenommen, ist, als die Erleuchtung der grossen Kirche zu Palermo bey der Feyer des Festes der heiligen Rosalia. Bey dem Anblick dieser, beynahe unglaublichen Pracht, dieser vereinigten und überhäuften Schönheiten scheinet die allgemeine Freude aus aller Herzen zu quellen, und aus aller Augen zu leuchten. Wenn man die blosse Beschreibung davon liest, so glaubt man in dem Lande arabischer Romane zu seyn; wenn man aber selbst al-

zes, was je in eines Dichters Imagination gekommen ist, auf einmal und zum ersten male überblickt, so ist die Wirkung davon noch viel unglaublicher. Die ganze Kirche, die Madre chiesa genennet wird, ruhet auf achtzig Säulen von morgenländischem Granit, sie hat vierzehn Altäre von ausserordentlicher Pracht auf jeder Seite, und ist eines der schönsten Denkmäler der sicilianischen Künstler.

An dem Feste der Rosalia, deren Schönheit in der That alle Bilder morgenländischer Phantasie, und deren Putz allen Pomp einer Feenkönigin überstrahlt, scheint die ganze Kirche eine einzige Lichtflamme zu seyn, die von zehnatusend glänzenden Flächen von verschiedenen Farben, und verschiedenen Winkeln zurückstrahlt. Die Mauren, Decken, Eingänge, Pfeiler und Wandpfeiler sind ganz mit Spiegeln bedeckt, zwischen welche Gold- und Silberpapier, die kostbarsten Steine, Blumen, Kränze und Aufsätze mit bewunderswürdigem Geschmack angebracht sind, so daß kein Zoll breit Stein oder Gyps zu sehen ist. Die Erleuchtung, die von fünfhundert Kronleuchtern und eben so viel Armleuchtern eine Feuersee zu seyn scheint, verursacht eine beynahe schmelzende Hitze. Auf dem Hochaltare,

der von acht und zwanzig Nebenaltären verschönert wird, steht das Bild der Schutzheiligin Rosalia von Palermo. Ihre Pracht blendet das Auge, aber ihre Schönheit schmelzet alle Herzen in der Stellung und Miene der Andacht. Die Erleuchtung der Peterskirche zu Rom, die Maria zu Loretto, die Lustbarkeiten, die man in der heiligen Woche zu Rom, und an dem Himmelfahrtstage zu Venedig sehen kann, sind in Vergleichung mit dieser gewiß nicht mehr als was die Venus gegen die Sonne ist. Wenn man die sicilianischen Orchester, die Engelsstimmen einer Gabrieli und Pacherotti höret, so strömt die Empfindung einer mehr als menschlichen Erhebung durch alle Sinne in das Herz. Wenn man darzu die Erleuchtungen von dem prächtigen Palermo, die Triumphbögen, die reichen Verzierungen, die Kunstfeuer auf dem Lande und der See, vornehmlich den Triumphwagen der heiligen Rosalia selbst siehet, der von sechs und funfzig, mit gestickten Decken behangenen, Maulthieren gezogen wird, so ist jede Beschreibung zu schwach, so vielen, nie gesehenen Pomp den Augen zu mahlen. Der Triumphwagen ist auf siebzig Fuß lang, dreyßig breit, und übersteigt die höchsten Häuser von Palermo. Der vordere Theil gleicht einem Amphiteater,

welches zum Orchester dient, und mit zahlreichen Chören von Musikanten besetzt ist, über diesem ist eine grosse, auf corinthischen Säulen ruhende, und mit einer Menge von Heiligen und Engeln ausgeschmückte Kuppel, auf welcher eine riesenmäßige silberne Bildseule der heiligen Rosalia stehet. Es scheint ein grosses sich bewegendes Feenschloß zu seyn, das mit Pomeranzenbäumen, Blumenwasen und künstlichen Korallen verziert ist. Alle funfzig Schritte hält der Zug, und das Orchester spielt ein musikalisches Stück mit Gesängen zur Ehre der Heiligen. Der Triumph gehet den 12ten Julius in Begleitung des Adels, der Priester und des Volks, vom Marino bis an die Porte vova, auf welche die prächtige Erleuchtung des Marino erfolgt. Das Laternenfest der Chineser gleicht diesem Spaziergange, der von Bogen und Pyramiden besteht, die alle von künstlichen Blumen überschneyt, und ganz mit kleinen Lampen bedeckt sind. Am Ende dieses meilenlangen Ganges zeigt sich das grosse Feuerwerk auf der See, welches die Aussenseite eines, mit Säulen, Bogen, Tropheen und allen Zierrathen der Baukunst geschmückten Pallasts vorstellt. Alle Schebecken, Galeeren, Galeoten und andre Schiffe bilden um dieses Gebäude herum ein Am-

phiteater. Die Abfeuerung der Artillerie macht den Anfang, und in einem Augenblicke stehet das ganze Gebäude in Feuer. Zugleich fangen die Brunnen im Hofe des Pallastes an, Feuer zu speyen, und machen eine Vorstellung von einigen der größten Springbrunnen zu Versailles und Marly. So bald diese ausgelöscht sind, nimmt der Hof sogleich die Gestalt eines grossen Blumengartens an, der mit Palmbäumen von Feuer, mit untermengten Pomeranzenbäumen, Blumentöpfen, Vasen und andern Zierrathen geschmückt ist. So wie der Garten vergeht, höret auch die Erleuchtung des Pallastes auf, und es brechen aus der Aussenseite desselben eine Menge von Sonnen, Sternen und Feuerrädern hervor, die ihn zerstören. Aus diesem Schutthaufen erheben sich denn einige tausend Feuerkugeln, Schwärmer, grosse und kleine Raqueten, die die ganze Atmosphäre anzufüllen, und in eine Feuersee zu verwandeln scheinen. Zwischen diesen prächtigen Erleuchtungen, die in der That alles, was man in dieser Art sehen kann, übertreffen, fahren die Kutschen des palermitanischen Adels in ihrer größten Pracht, und zeigen die Schönheit der Frauenzimmer, die Kost-

barkeit ihres Anzugs und den Glanz ihrer Juwelen auf die vortheilhafteste Art. Die Freude und der Jubel sind allgemein. Das Vergnügen strahlt aus jedem Auge und scheint sich in der sympathetischen Mittheilung über alle Zuschauer auszubreiten, und aus ihnen zurückzustrahlen.

Vom moralischen Großen.

Die Geschichte ist es, die uns den Ursprung alles Großen und Vollkommenen lehret. Sie bildet den Verstand zu Beurtheilung der wahren und der Scheingröße: sie giebt dem Herzen durch ihr Licht die Fähigkeit, das Große zu empfinden. Sie führt die großen Männer aller Jahrhunderte vor unsre Augen, sie zeugt uns alles Edle und Erhabne, das in ihnen den Glanz der Nationen bestimmte, sie begeistert uns mit dem Enthusiasmus der Tugend. Sie stellt uns mitten unter die Trophäen aller großen Seelen. Wir hören sie reden, wir sehen sie handeln, wir geniessen ihren Umgang, wir reisen, wir leben, wir streiten und siegen mit ihnen. Wir verehren und bewundern sie. Ihre Gesinnungen gehen in unsre Seele über, ihre Denkungsart wird die unsrige.

Wenn wir in die königlichen Gallerien der Homere, der Polybe, der Xenophons, der Plutarche, der Livius, der Fenelon, Marmontels und Schröths

treten, müssen wir nicht mit Thränen im Auge wie Cäsar vor der Statue des Alexanders ausrufen: Wie groß waret ihr! In meinem Alter hattet ihr schon die halbe Welt besiegt, und ich habe noch nichts zu meinem Ruhme gethan! Ewig wird Peter der Erste den Namen des Großen verdienen: Großer Mann! sagte er, da er die Statue des Richelieu sah und umarmete, wärest du noch am Leben, die Hälfte meines Reichs gäbe ich dir, damit du mich lehrtest, die andre zu regieren! Rochefaucault behauptet mit Recht, daß Handlungen, die für groß angesehen werden, mehr die Wirkungen der Leidenschaften, als die Folgen großer Absichten sind.

Es ist gewiß, daß die Welt weit mehr große Männer haben würde, wenn der Name der Großen nicht so oft Tyrannen, Eroberern, Ruhmsüchtigen, Verwegenen, blossen Kindern des Glücks gegeben, und hingegen so oft den Erfindern, den Lehrern, den Märtyrern der stillen Tugend und des bescheidenen Verdienstes wäre entzogen worden. Nur das Wichtige, das Allgemeinnützliche, nur das, was die Aufklärung und Ausbildung vieler Menschen betrifft, was sie weiser, tugendhafter und glücklicher macht, was zu ihrer Ruhe und Sicherheit gehört,

nur das ist der Gegenstand des großen Mannes.

Groß ist der Mann, den die Natur mit ausserordentlichen Fähigkeiten, mit einem Geiste, der mit einer reichen Vorstellungskraft, mit einem glücklichen Gedächtniß die Allgemeinheit nützlicher Kenntnisse umfasset, auf die Welt bringt, den sie in einem hohen Grade die Geschwindigkeit des Begrifs, eine Lebhaftigkeit und Begierde, sich zu unterrichten, einen Schwung gegeben hat, der sich über die Grenzen der erlangten Kenntnisse aufhebet, den sie zeitig mit allen Schätzen aller Wissenschaften, aller Jahrhunderte, aller Nationen bereichert, dessen Herz in einer so allgemeinen Sympathie, mit allem was gut ist, mit allen Tugenden stehet, als es frey von Leidenschaften und allen Hindernissen der Vollkommenheit zu seyn strebet. Groß ist der Mann, der bloß tugendhafte Gesinnungen für das Beste vieler Menschen, für das Wohl der ganzen Welt hat, der diese Gesinnungen aus freyen Entschliessungen, aus reinen Bewegungsgründen, in einem hohen Grade der Ueberzeugung und des Eifers hat; sie nur durch Anwendung edler Mittel äusert; sie unter allen Umständen und Hindernissen unbeweglich erhält; den

Verlust seiner eigenen Güther, die Gefahren der Verfolgung, die Widerwärtigkeiten, die der Tugend unausbleiblich bevorstehen, den Tod selbst verachtet, und alles dieses standhaft erträgt; der bey einer lebhaften Empfindlichkeit jede Aufwallung des Zorns erstickt; der sich ohne Ruhmsucht bloß zum Wohlthun und zur Großmuth anfeuert. Kein Gedanke, kein Schein der Beleidigung, sondern unwandelbare Bereitwilligkeit, Fehler der Uebereilung zu verbessern, und den ersten Schritt zur Aussöhnung zu thun; wohlthätiges Bezeigen, auch gegen die bittersten Feinde, keine Begierde nach dem Eigenthum andrer, auch wo es durch scheinbare Rechte zu erlangen wäre, sondern ein feuriger Wille jeden in dem Besitz des Seinigen zu befestigen, und ihn mit Blut und Leben zu beschützen; keine Nachsicht gegen ungerechte Angriffe, sondern Abrathen und muthiger Widerstand; keine Kaltsinnigkeit gegen empfangene Dienstleistungen, sondern lebhafter Eifer zur Vergeltung, Treue, Eifer, Liebe, Freundschaft, allgemeines Wohlwollen; dieß sind die Grundzüge einer großen Seele.

Groß ist der Mann, der auf der glänzenden Stuffe des Glücksthrons, vielen Menschen ihre Si=

cherheit zu erhalten oder wiederherzustellen fähig ist; der, um sie und ihre Nachkommen in dem Besitz des Friedens zu befestigen, seine Bequemlichkeit aufopfert, gern seine Ergötzungen und Ruhe verliert; gern sein ganzes Vermögen daran wendet, um einem ganzen Lande weise Gesetze und Einrichtungen zu geben, um vielen Armen Erhaltung, vielen Kranken Erquickung, vielen Vertriebenen Aufenthalt, vielen Unmündigen Erziehung, vielen Unwissenden Unterricht, vielen Tugend und Glück zu verschaffen; groß ist der Mann, dem unter dem Schweiß so edler Geschäffte sein langes Leben allmählig verschwindet.

Das Adlerauge eines grossen Geistes fasset mit Einem Blick, was den Alltagsgesichtern aus Schwäche oder Mangel der Beurtheilungskraft unübersehlich ist. *) Die Ausdehnung und die Klarheit seiner Begriffe, der unermüdliche Fleiß, die Leichtigkeit und Geschwindigkeit, vieles auf einmal zu fassen, und zu behalten; die frühzeitigen Reife der Talente, die Fertigkeit des Geistes, das Anhalten in der Aufmerksamkeit und Ueberlegung, die richtige und geschwinde Beurtheilungskraft, die Fertigkeit derselben, durch ihren vielfältigen Gebrauch, die Wich-

*) Abbt, vom Verdienste.

tigkeit seiner Beschäftigungen, die Erfindsamkeit, die mit der Originalität das Erbtheil der Natur und des Glücks ist, die Gegenwart des Geistes, die sich in der Unerschrockenheit und Furchtlosigkeit äusert, die in den dringendsten Gefahren alle Fälle in einer unveränderlichen Klarheit übersieht, diese Eigenschaft, die bey einem Conde in einem so ausserordentlichen Grade hervorleuchtete; dieses Gepräge starker Seelen, das weder Kunst noch Beyspiel, bloß die Natur geben kann; diese Hoheit der Seele, wodurch sie sich über die Kräfte der menschlichen Natur zu erheben scheint, die sich bey den fürchterlichsten Zufällen, furchtlos, ruhig, entschlossen, mit einer eben so richtigen innerlichen Fassung als äußerlichen Kaltblütigkeit zu verhalten, und alle Mittel zu den besten Zwecken anzuwenden weiß; — dieß sind die Originalzüge aus dem Charakter großer Seelen.

Alle Zeiten, alle Länder, alle Stände haben Sterne dieser ersten Größe aufzuweisen. Die Natur ist zu keiner Zeit sparsamer oder reicher gewesen. Nur die Ermunterungen haben oft gefehlt; die Gelegenheiten zur Entwickelung grosser Talente, die Hervorziehung verborgener unterdrückter Verdienste haben gemangelt, die Genies nie. Die Stellen im

Staate haben nie an Likurgen und Richelieus, an Alberonis und Sullys, an Colberts und Cromwells; die Rednerstühle nie an Demosthenen und Isocraten, an Ciceronen und Flechiers, an Bossuets und Beauvais; die Armeen nie an Aemilen und Turennen, an Scipionen und Regulus; aber die ersten Stellen, die nicht von der Wahl der Besten abhiengen, haben immer an Regenten, wie Marc Aurel, Titus und Trajan, wie Heinrich der vierte und Peter der erste; an Anführern wie Cäsar, Victor Amadeus und Stanislaus gemangelt. Die Welt hat zehen Alexanders und Carls gegen Einen Cäsar, zehn Zerstörer gegen Einen Stifter eines Reiches gehabt. Sollte es Wunder seyn, wenn bey despotischen Regierungen, bey den Vorurtheilen des Aberglaubens, wo die Galliläis verfolgt und die Luthers verbannt wurden, so selten große Geister empor steigen konnten? Allezeit sind in freyen Republiquen die Genies hervorgezogen worden; allezeit hatten die Athenienser, die Römer, die Engländer, die Schweizer die größten Belohnungen, und die meisten Ermunterungen für große Genies.

In keinem, als in dem Stande der Monarchen erscheint die Seele leichter in ihrem wahren Lichte.

Alles verblendet alsdenn kleine Seelen, alles bezaubert sie, und übergiebt sie einem unaufhörlichen Taumel. Sie werden von dem Rauch der Schmeicheley und der Eigenliebe trunken, sie scheinen sich selbst groß. Sie setzen alle Zufälligkeiten des Glücks auf ihre Rechnung; was andre für sie gethan haben, glauben sie selbst gethan zu haben. Ihre ganze Seele schwimmt gleichsam in einem Meere von Vollkommenheiten; ihr Herz wird von Uebermuth, von Stolz, von Verachtung, oft von Härte und Ungerechtigkeit beherrscht. Sie haben das gewöhnliche Loos kleiner Seelen im Glück. Nicht das, sagt Longin, kann groß seyn, dessen Verachtung etwas grosses ist. Bey dem Gebrauche und bey der Verachtung des Reichthums, der Macht und der Herrschaft erkennt man erst den großen Mann. Cato war schon in seiner Jugend unüberwindlich gegen die Reizungen des Reichthums; Fabricius schlug ihn von der Hand eines Königs aus, und ertrug standhaft die Armuth: Plinius verwendete ihn zu lauter Werken der Wohlthätigkeit. Numa übernahm nur gezwungen die Herrschaft, und verwaltete sie mit Weisheit: Cincinat legte sie mit Freude nieder, ob sie ihm gleich Hochachtung und Bewunderung erworben hatte.

Carl der fünfte und Christina von Schweden begaben sich freywillig der Regierung, in welcher sie alle Hoheit des Ruhms und des Glücks erreicht hatten.

Timoleon erhielt nicht den Namen des Grossen, ob er gleich einem ganzen Volke Ruhe, Ordnung und Wohlstand gab. Hiero, der das halbe glückliche Sicilien beherrschte, der der Vater seiner Unterthanen und der Lehrer der Nachkommen war, der dem Handel Ordnung und Sicherheit verschaffte, der den Ackerbau und den Frieden des Staates mehr als die glänzenden Eroberungen liebte, die er sich leicht in Africa hätte verschaffen können; der seine Reichthümer nicht in Pracht und Wollust verschwendete, sondern sie zur Hülfe der unglücklichen Rhodier, die durch Erdbeben waren verwüstet worden, anwendete, der der römischen Armee Lebensmittel und Kleider bloß aus Großmuth schenkte, ward nie der Große genannt.

Wenn die Leidenschaften die Triebräder bey allen großen Handlungen, die den Verstand beseelen,

und das Herz zu kühnen Unternehmungen anfeuren; wenn sie die Winde, die die Inactivität der Natur in Bewegung setzen, genannt zu werden verdienen, so ist gewiß der Nachruhm die einzige Leidenschaft, für welche große Seelen empfindlich sind. Der Nachruhm des Decius ward gleichsam aus eben dem Athem gebohren, mit welchem er sein Leben endigte. Das feyerliche Gericht, das ehemals in Aegypten bey dem See Möris gehalten wurde, wo nie eine Grabstätte bewilliget wurde, ehe vor dem versammelten Volke das Gericht der Vierziger darüber entschieden hatte, war eine der größten Aufmunterung zn rühmlichen Thaten. Und wenn die Erwartung des Nachruhms zu wichtigen Unternehmungen ermuntert, wenn sie zur Tugend beleben hilft, wenn sie Mühe und Gefahren überwindet, wenn sie die Erquickung und Aufmunterung des Lebens ist, wenn sie schon ein gegenwärtiger Genuß der Zukunft ist, sollte sie denn nicht von entschiedenem Werthe seyn? Immer wird das Nützliche, das Erhabne, das Vortreffliche den stillen Wunsch, den Beyfall der Guten, den Dank der Natur und das Lob der Welt und Nachwelt zu erlangen in

jedem erhabenen Herzen begleiten. Immer wird der leuchtende Strahl aus dem Tempel der Unsterblichkeit die, über dem vermoderten Staube großer Namen wandelnde Nachwelt mit dem edlen Feuer des Nachruhms zu schönen Thaten befeuren und erwärmen.

Bayerische
Staatsbibl. Roth.
MÜNCHEN

Inhalt.

Monument des Frommen. — — S. 7
Der glückliche Augenblick. — — 18
Die Verwandtschaft der Guten. — — 29
Von den unbekannten Vortheilen. — — 39
Von den Verbindungen. — — 49
Von der Freyheit der Tugend. — — 58
Dank der Natur. — — 68
Das Genie der Erfinder. — — 77
Ueber die Hoheit der Vernunft. — — 87
Aussicht über die Natur. — — 97
Ueber die Erhöhung der Seele. — — 105
Theorie der Freundschaft. — — 115

Vom Einsamen. — — — S. 124
Ueber die Lecture. — — 133
Von den Hindernissen der Freundschaft — 142
Gattungen der Freundschaft — — 152
Vom Ennui. — — — 161
Ueber die angebohrnen und erworbenen Freundschaftstriebe — — — 170
Vom Einfluß der Laster auf die Freundschaft. — 179
Von der Arbeit. — — — 188
Von den Aehnlichkeiten der Liebe und Freundschaft. — — — 198
Ueber die Fähigkeiten der Nationalcharaktere zur Freundschaft. — — 208
Vom Ton der Natur. — — 227
Vom Gefallenden. — — — 238
Vom physischen Schönen. — — 249
Vom moralischen Großen. — — 259

1294

X 5.88

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Behrisch, Heinrich Wolfgang,

Freundschaften

Leipzig 1775
Ph.pr. 126 i
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10039894-3
VD18 15323390